

Bildung für Berlin



Familienbericht 2006

Bericht zur Situation der Familien in Berlin
mit dem Schwerpunkt Eltern- und Familienbildung
zur Stärkung der Erziehungskompetenz von Eltern

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Familien,

nicht erst seit der Diskussion um den demographischen Wandel in unserer Gesellschaft wird allen klar, wie wichtig eine Politik zum Wohle von Familien mit Kindern ist. Ohne Kinder gibt es keine Zukunft unserer Gesellschaft, wie wir sie kennen. Berlin als Stadtstaat ist gefordert, viel für seine Familien zu tun, um auch zukünftig attraktiv und lebenswert für alle Generationen zu sein. Familienpolitik ist dann erfolgreich, wenn die jungen Familien Beruf und Kinder in Einklang bringen können. Zwar ist Familienpolitik, soweit es sich um die materiellen Grundlagen von Familien handelt, eine bundespolitische Aufgabe. Die spezifische Gestaltung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist jedoch eine entscheidende Aufgabe der Landespolitik. Hier ist Berlin bundesweit Spitze!



Bei der Tagesbetreuung liegt Berlin nicht nur mit dem tatsächlichen Platzangebot und dem entsprechenden Versorgungsgrad vorn. Berlin hat vor allem mit der Einführung des Bedarfsanspruchs für die unter dreijährigen Kinder eine rechtliche Situation geschaffen, die jedem Kind einen Kitaplatz garantiert, ganz gleich ob die Eltern berufstätig sind, studieren, arbeitsuchend sind oder aus familiären oder sozialen Gründen einen Kitaplatz benötigen. Das letzte Kitajahr ist kostenfrei: eine beispielhafte Entlastung für Familien, die bundesweit ihres Gleichen sucht.

Die Einführung der Verlässlichen Halbtagsgrundschule und der flächendeckende Ausbau der offenen und gebundenen Ganztagsgrundschulen haben neben der bildungspolitischen Relevanz eine große familienpolitische Bedeutung: umfassende Bildung und Betreuung für die Kinder. In beiden Bereichen - Kindertagesbetreuung und Schule - wird diese erfolgreiche Politik fortgesetzt. Darüber hinaus hat Berlin mit seinen weiterführenden Haupt-, Real- und Gesamtschulen und Gymnasien sowie die weit über die Hauptstadt hinaus bekannten Universitäten und Forschungseinrichtungen eine einmalige Bildungslandschaft zu bieten.

Zusätzlich sind die Angebote in der Eltern- und Familienbildung in Berlin vielfältig, und in dieser Vielfalt liegt ihr Reichtum. Gegenwärtig werden vom Land Berlin beispielsweise 15 Familienbildungsprojekte von Trägern der freien Jugendhilfe gefördert. Dazu kommen die Förderung des Arbeitskreises Neue Erziehung e. V. für Elternbriefe und andere sozialpädagogische Maßnahmen im Rahmen der Familienbildung. Die Berliner Volkshochschulen bieten in der Eltern- und Familienbildung eine Vielzahl von Themen an, um die erzieherischen Kompetenzen der Mütter und Väter zu stärken. Ziel ist, Erziehung auch in belasteten Familien konfliktarm und gewaltfrei zu gestalten. Viele Stadtteilzentren haben Aktivitäten und Angebote entwickelt, die sich besonders an junge Familien richten.

Darüber hinaus hat die Mieterstadt Berlin einen umfassenden und im Vergleich zu anderen Großstädten Deutschlands preiswerten Wohnungsbestand von guter Qualität. Insbesondere Familien mit Kindern haben es in Berlin leichter als anderswo, angemessenen und bezahlbaren Wohnraum in dem Bezirk ihrer Wahl zu finden und dort dauerhaft wohnen zu können.

Sie sehen: Berlin verfügt bereits heute über einen hohen Standard in der Infrastruktur für Familien mit Kindern. Es wird zukünftig weniger darum gehen, die vorhandenen Angebote quantitativ auszuweiten oder auszudifferenzieren, sondern vielmehr darum, die Kooperation, Abstimmung und Vernetzung innerhalb der Infrastruktur zu verstärken und fortzuentwickeln.

Es grüßt Sie herzlich

A handwritten signature in blue ink, appearing to read 'J. Zöllner', written in a cursive style.

Prof. Dr. E. Jürgen Zöllner
Senator für Bildung,
Wissenschaft und Forschung

Familienbericht 2006

Inhalt		Seite
Kurzfassung		3
Einführung		9
Teil I	Eltern- und Familienbildung in Berlin	10
1	Grundlagen der Familienbildung	10
1.1	Die Entwicklung der Familienbildung im Überblick	10
1.2	Die Ansprüche an die Familienbildung von heute	12
1.3	Die rechtliche Situation der Familienbildung	13
2	Eltern- und Familienbildung in Berlin	14
2.1	Strukturelle Voraussetzungen der Familienbildung in Berlin	14
2.2	Die Förderung der Familienbildung in Berlin – eine Bestandsaufnahme	16
2.2.1	Förderung der Familienbildung auf Landesebene	16
2.2.1.1	Aus Landesmitteln geförderte Projekte der Familienbildung	16
2.2.1.2	Eltern- und Familienbildungsangebote der Sozialpädagogischen Fortbildungsstätte Jagdschloss Glienicke	22
2.2.1.3	Eltern- und Familienbildungsangebote der Berliner Volkshochschulen	23
2.2.1.4	Stadtteilzentren	24
2.2.2	Förderung der Familienbildung auf regionaler Ebene	27
2.2.2.1	Förderung durch die bezirklichen Jugendämter - Ergebnisse einer aktuellen Umfrage	27
2.2.2.2	Finanzierung der regionalen Versorgungsstruktur	30
2.2.2.3	Bezirkliche Strategien und Leitlinien	31
2.2.2.4	Die Rolle der Evangelischen Familienbildung in der regionalen Versorgungsstruktur	33
2.2.3	Die Rolle von Arbeitsgruppen und Arbeitsgemeinschaften zur Familienbildung	34
2.2.3.1	Arbeitsgremien auf Landesebene	34
2.2.3.2	Arbeitsgremien auf regionaler Ebene	36
2.2.4	Schlussfolgerungen aus der Bestandserhebung	37

2.3	Leitlinien für die konzeptionelle Weiterentwicklung der Familienbildung in Berlin	39
Teil II	Familienpolitik in Berlin	40
1	Der Familienbericht des Bundes und Schlussfolgerungen für die Familienpolitik in Berlin	40
1.1	Leben unter Großstadtbedingungen	40
1.2	Familien in Berlin	42
1.3	Unterstützung von Elternschaft	44
2	Familienbeirat in Berlin	46
3	Zukünftige familienpolitische Schwerpunkte	47
Anhang	Ausgewählte Inhalte zur Erziehung in der Familie	51
1	Erziehung in islamischen Familien Dr. Haci-Halil Uslucan, Berlin	51
2	Erziehung in Spätaussiedlerfamilien Dr. Peter Wellerling, Berlin	67
3	Erziehung in Unterschichtfamilien Dr. Carsten Wippermann, Institut Sinus Sociovision, Heidelberg	77

Familienbericht 2006

Kurzfassung

Gemäß Beschluss des Abgeordnetenhauses vom 13.07.2000 hat der Senat jeweils zur Mitte der Legislaturperiode einen Familienbericht vorzulegen. Der Auftrag des Abgeordnetenhauses an den Senat in Bezug auf den Familienbericht 2006 nach Beschluss vom 26.01.2006 lautet:

„Der Senat wird aufgefordert, im Rahmen des zu erstellenden Familienberichts Initiativen zur Stärkung der Erziehungskompetenz von Familien in Berlin aufzuzeigen und dazu insbesondere

1. umgehend eine umfassende und gründliche Analyse des derzeitigen Standes der Familienbildungsarbeit in Berlin vorzulegen,
2. auf der Grundlage dieser Analyse sowie des Beschlusses der Jugendministerkonferenz vom 22./23. Mai 2003 zum „Stellenwert der Eltern- und Familienbildung“ zeitnah ein Konzept zur inhaltlichen Weiterentwicklung der Familienbildungsarbeit in Berlin zu erarbeiten.“

Der Familienbericht 2006 besteht aus den zwei Teilen:

Teil I Eltern- und Familienbildung in Berlin

Teil II Familienpolitik in Berlin.

Zu Teil I - Eltern- und Familienbildung in Berlin

Der Blick auf die historische Entwicklung von Familienbildung zeigt, dass Themenschwerpunkte und Zielstellungen einem je aktuellen Problemverständnis familialer Existenz folgten. In dem Maße, wie sich die Herausforderungen für Familien verändern, muss sich auch zeitgemäße Familienbildung immer wieder neu am Unterstützungsbedarf von Familien orientieren.

Familienbildung wendet sich an alle Familien, berücksichtigt die unterschiedlichen Lebenslagen von Eltern und Kindern und bezieht die sich wandelnden Familienstrukturen mit ein. Damit hat die Familienbildung ein weites Themenfeld. Ihre Arbeit orientiert sich an Alltagsfragen und Lebensphasen und ist keineswegs nur krisenorientiert. Bildungsangebote zu allgemeinen Fragen der Erziehung (z.B. vorurteilsbewusste Erziehung, Vereinbarkeit von Familie und Beruf) gehören ebenso dazu wie Bildungs- und Beratungsangebote zu speziellen Themen (z.B. gesundheitsbewusste Lebensgestaltung, Umgang mit besonderen Belastungen).

Das Bildungsverständnis der Familienbildung ist generationsübergreifend, interkulturell und gemeinwesenorientiert. Bildungsanteile im engeren Sinn sind eingebettet in Selbsthilfe, Gemeinschaft, Geselligkeit und Aktion. Das bedeutet auch, dass sich sprachlich-kognitives Lernen ergänzt mit gefühls- und körperbezogenem Lernen, mit beiläufigem Lernen, mit Lernen in der Gruppe.

Ein besonderes Merkmal der Familienbildung in Deutschland, aber in ganz besonderem Maße der Familienbildung in Berlin, ist ihre Heterogenität. Das zeigt sich vor allem im Angebotsspektrum und in den Organisationsstrukturen mit institutionellen und nicht institutionalisierten Formen. Zur Familienbildung tragen neben Familienbildungsstätten zum Beispiel auch Sozialpädagogische Fortbildungsstätten, Volkshochschulen, Kindertageseinrichtungen, Schulen, Familienzentren, Stadtteilzentren, Nachbarschaftshäuser, Selbsthilfekontaktstellen, Familienselbsthilfe und Elterninitiativen bei. Berlin verfügt im Gegensatz zu anderen Bundesländern nicht über große Familienbildungsstätten, in denen sich viele Angebote konzentrieren. Typisch für die Familienbildung in Berlin ist die Vielfalt kleiner Träger mit recht verschiedenen Angeboten.

Gegenwärtig werden vom Land Berlin 15 Familienbildungsprojekte von Trägern der freien Jugendhilfe über Zuwendungen zur Deckung des Fehlbedarfs gefördert; die Gesamtfördersumme für die 15 Projekte beträgt im laufenden Haushaltsjahr 668.000 €. Dazu kommt die institutionelle Förderung des Trägers Arbeitskreis Neue Erziehung e.V. - im laufenden Haushaltsjahr mit 439.000 € - für Elternbriefe und andere sozialpädagogische Maßnahmen im Rahmen der Familienbildung; der Bund beteiligt sich an den Sachkosten für die Erstellung der Elternbriefe. Im Kapitel 1045, Titel 684 22 sind darüber hinaus 2.541.000 € (einschließlich Adoptions- und Pflegekinderdienst) für die Erziehungs- und Familienberatung eingestellt. Diese umfasst in der sogenannten präventiven Arbeit auch Eltern- und Familienbildung.

Entsprechend dem 2. Folgevertrag zwischen dem Land Berlin und dem Paritätischen Wohlfahrtsverband – Landesverband Berlin e.V. wird aus Landesmitteln die Verbindung von Nachbarschaftshäusern und Selbsthilfekontaktstellen zu Stadtteilzentren gefördert, die das Angebotsspektrum der Eltern- und Familienbildung vor allem durch niedrigschwellige familienunterstützende Angebote bereichern.

Zur Bestandsaufnahme der Familienbildung auf bezirklicher bzw. regionaler Ebene ist eine Abfrage aller Bezirke durchgeführt worden. Erhoben wurden Familienbildungsmaßnahmen auf der Grundlage von § 16 (2) SGB VIII bzw. §§ 20, 21 AG KJHG. Danach stellt sich die Situation der Familienbildung wie folgt dar:

Die Situation der Familienbildung in Berlin hat sich, so kann aus der Bestandsaufnahme gefolgert werden, im Vergleich zu der ersten Bestandserhebung 2001 deutlich verändert. Das betrifft vor allem die Angebotsstruktur und die Handhabung des Themas in den Bezirken. In den meisten Bezirken ist Familienbildung inzwischen in mehrfacher Hinsicht erkennbar - für Familien selbst, für die Fachöffentlichkeit und als Bestandteil der Jugendhilfeplanung. Die Angebote in der Eltern- und Familienbildung in Berlin sind vielfältig, und in dieser Vielfalt liegt ihr Reichtum. Sowohl Veranstaltungen als auch Träger sind nach Größe, Finanzvolumen/-kraft und weltanschaulicher Orientierung sehr verschieden.

Die drei erkennbaren inhaltlich-organisatorischen Grundlinien für bezirkliche Familienbildung

- Elternkurse, -trainingsprogramme, -coaching als Einzelangebote über Erziehungs- und Familienberatung und freie Träger,
- Elternarbeit in einem weiten Sinn, angebunden an Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen, Kindertagesstätten, Schulen,

- Konzentration vielfältiger und unterschiedlicher Einzelangebote an einem Ort, z.B. Familienzentrum, darunter dann auch Familienbildungsangebote im engeren Sinn

haben ihre je eigene Berechtigung. Es ist von großer Wichtigkeit, dass sie sich in örtliche Strukturen einpassen und Bedarfslagen, die regional unterschiedlich sein können, aufgreifen.

Die Auswertung der Umfrage zu Familienbildungsangeboten hat aber auch gezeigt, dass bei einer weiten Definition des Begriffs Familienbildung die Gefahr der Beliebigkeit nicht auszuschließen ist. Ihr kann am ehesten mit abgestimmten Qualitätsstandards begegnet werden.

Leitlinien für die konzeptionelle Weiterentwicklung der Familienbildung in Berlin

1. Zeitgemäße Familienbildung muss Orientierung und Hilfe, Förderung und Befähigung enthalten. Sie verlangt Integration von Formen der Beratung und Alltagsbegleitung.
2. Familienbildung muss sich dadurch auszeichnen, dass sie Eltern nicht als Konsumenten oder bloße Empfänger von Dienstleistungen begreift, sondern Eltern aktiv beteiligt, ihr Wissen einbezieht und sie bei Entscheidungsfindungen unterstützt.
3. Das Bildungsverständnis von Familienbildung ist generationsübergreifend, interkulturell und gemeinwesenorientiert.
4. Für sozial benachteiligte Stadtquartiere sind auf die besonderen Bedarfe dieser Räume zugeschnittene Angebote zu ermöglichen.
5. Die Familienbildung legt großen Wert darauf, auch Familien mit Migrationshintergrund in ihrer Arbeit einzubinden. Dabei muss sie verstärkt auf Migranten und Migrantinnen und deren Organisationen zugehen statt zu erwarten, dass die Familien von sich aus auf ihre Angebote reagieren.
6. Zu fördern ist die sozialräumliche Ausrichtung der Eltern- und Familienbildung. Dazu gehören auch Strukturen, die auf Landesebene die kooperative Steuerung und Koordination und auf regionaler Ebene die Angebotserbringung sicherstellen.
7. Mit den Trägern der freien Jugendhilfe sollen fachliche und strukturelle Standards zur Genderkompetenz im Rahmen der Familienbildung entwickelt werden.

Zu Teil II – Familienpolitik in Berlin

Ausgehend von den Impulsen des Siebten Familienberichtes des Bundes „Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit“ werden Entwicklungen hinsichtlich des Lebens von Familien betrachtet, die auch für die Familienpolitik in Berlin bedeutsam sind: die Abwanderung junger besser verdienender Familien ins Umland, die Zunahme der Zahl der Alleinlebenden in Berlin, die stetige Zunahme der Zahl der Alleinerziehenden. Aufgrund solcher Entwicklungen und ihrer Folgen für die Sozialsysteme, die Wirtschaft, den Arbeitsmarkt, die Stadtentwicklung und die Kultur kommt in Metropolen wie Berlin der Familienpolitik eine besondere Bedeutung zu.

Berlin hat in der Familienpolitik bereits seit einigen Jahren auf Nachhaltigkeit gesetzt und insbesondere in die Quantität und Qualität der Infrastruktur für die Tages-

betreuung von Kindern investiert. Berlin verfügt über ein flächendeckend und bedarfsgerecht ausgebauten Versorgungsnetz zur Kindertagesbetreuung.

Das Berliner Versorgungsnetz gewährleistet

- wohnortnahe Angebote,
- die Vereinbarkeit von Familie und Beruf,
- eine an den Interessen und Bedürfnissen von Familien orientierte Betreuungszeit in Kindertageseinrichtungen und Kindertagespflege sowie in der ergänzenden Hortbetreuung,
- die Umsetzung des Wunsch- und Wahlrechtes der Eltern durch eine breite Träger- und Angebotsvielfalt,
- gleiche Bildungschancen für alle Kinder – unabhängig von Geschlecht, ethnischer und religiöser Zugehörigkeit, sozial-ökonomischer Situation ihrer Familien und ihrer individuellen Fähigkeiten,
- Ausgleich sozialer Benachteiligung sowie behinderungsbedingter Nachteile.

Kitas haben eine Schlüsselrolle bei der Vernetzung vorhandener Angebote für Familien. Kitas sind ein wichtiger Lebensort von Kindern außerhalb der Familie. Über sie sind darüber hinaus fast alle Kinder und Eltern einer Region erreichbar. Außerdem verfügen sie über strukturelle Vorteile, die andere Einrichtungen, wie z.B. Beratungsstellen, nicht besitzen: Sie erreichen alle Eltern, das Angebot ist niedrigschwellig, durch den täglichen Kontakt besteht i.d.R. ein Vertrauensverhältnis zu der Einrichtung und die Bereitschaft zu einer Zusammenarbeit ist zumeist vorhanden. Gerade auch deshalb bieten sich Kitas ganz besonders als Ausgangspunkt und Mittelpunkt für die Vernetzung von familienorientierten Hilfen im Sozialraum an.

Gegenwärtig obliegt dem Familienbeirat des Landes Berlin die Aufgabe, den zuständigen Senator in Fragen der Familienpolitik zu beraten, ihm Impulse für familienpolitische Maßnahmen zu geben und die Interessen der Familien im Land Berlin stärker in die Politik einzubringen. Auf Grund der zunehmenden Bedeutung, die der Familienpolitik nicht nur auf Bundesebene, sondern auch in Berlin zukommt, ist es notwendig, das Aufgabenfeld dieses Gremiums zu erweitern. Zukünftig soll der Familienbeirat nicht nur den zuständigen Senator beraten, sondern selbst auch initiativ werden können, z. B. im Sinne einer Familienfreundlichkeitsprüfung von Gesetzen. Außerdem soll der Familienbeirat folgende Aufgaben übernehmen:

- Beratung von regionalen Initiativen zur Förderung der Familienfreundlichkeit; hierzu können z. B. die lokalen Bündnisse für Familie zählen oder das Berliner Bündnis für Familie,
- Unterstützung der Öffentlichkeitsarbeit für Familien in Verbindung mit Institutionen und Verbänden,
- Entwicklung und Vergabe von Forschungsvorhaben zu familienpolitischen Themen als Voraussetzung für die Entwicklung von familienpolitischen Strategien.

Damit der Familienbeirat einer solchen Aufgabenerweiterung gerecht werden kann, müssen die Rahmenbedingungen angepasst werden. Hierzu bedarf es einer anderen Zusammensetzung des Beirates sowie der Einrichtung einer Geschäftsstelle, die mit einer Stelle, mit Sachmitteln und einem Etat für Forschung und Öffentlich-

keitsarbeit ausgestattet wird. Dafür würden jährlich Kosten in Höhe von 300.000 € entstehen, deren Deckung durch Umschichtung in Einzelplan 10 erfolgen müsste.

Zukünftige familienpolitische Schwerpunkte

Familienpolitik, soweit sie die wesentlichen materiellen Grundlagen der Familien erfasst, ist eine bundespolitische Aufgabe. Die Regelungen zu steuerlichen Ausgleichungen, zu einer beitragsfreien Kinderversicherung oder zu Kindergeld, Erziehungsgeld oder Elterngeld übersteigen die Landeskompetenzen. Länderspezifische Familienpolitik setzt deshalb unterhalb dieser Ebene an. Einer der wesentlichen länderspezifischen Einflussfaktoren ist die Gestaltung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Hier ist die Versorgung mit Tagesbetreuungsplätzen an erster Stelle zu nennen. Auch die Einführung der Verlässlichen Halbtagsgrundschule und der forcierte Ausbau der Ganztagsgrundschulen haben neben der bildungspolitischen Relevanz familienpolitische Bedeutung. In beiden Bereichen, Kindertagesbetreuung und Schule, wird die erfolgreiche Politik fortgesetzt.

1. Familienfreundliche Regionen und Stadtquartiere

Berlin ist gerade in seiner Rolle als Hauptstadt und Metropole aufgerufen, dem Anspruch einer Stadt für Familien mit familienfreundlichen Stadtquartieren sowohl in der Innenstadt, als auch in seinen verdichteten Großsiedlungen der Stadtrandbezirke gerecht zu werden. Dabei kommt der Gestaltung einer familienfreundlichen Innenstadt besondere Bedeutung zu. Der Trend „in die Innenstadt“, der auch in Berlin zu beobachten ist (Zunahme der Einwohner innerhalb des inneren S-Bahnringes um 10.000 Einwohner in den letzten vier Jahren), ist nur nachhaltig, wenn dieser auch von Familien getragen wird. Voraussetzung für einen demographisch ausgewogenen Zuzug in die Innenstadt sind qualitativ und quantitativ gut ausgestattete, familienfreundliche Wohnquartiere gerade in der verdichteten Stadt.

Die Stadterneuerungspolitik aber auch das Quartiersmanagement haben gezeigt, dass kinderfreundliche Gestaltung Familien anziehen bzw. zum Bleiben veranlassen kann. Verstärkt werden kann der Trend „in die Innenstadt“, wenn Familien bei der Gestaltung des öffentlichen Raums aktiv einbezogen werden. Es genügt allerdings nicht, nur familienfreundliche Konzepte und Strategien in Stadterneuerungs- und Quartiersmanagementgebieten umzusetzen. Auch in anderen Quartieren der Stadt sind entsprechende Konzepte und Strategien zu entwickeln und umzusetzen.

2. Familienfreundliche Infrastruktur

Berlin hat nach der Wiedervereinigung eine erhebliche Abwanderung junger leistungsfähiger Familien ins Umland hinnehmen müssen. Den Wert der hervorragenden Infrastruktur Berlins mit bedarfsgerechter Kitaversorgung, differenziertem schulischen Angebot, Hochschullandschaft, kulturellem Angebot bis hin zur medizinischen Versorgung für Kinder usw. haben viele Familien erst zu schätzen gelernt, als sie die Lebenswirklichkeit ländlicher Gemeinden selbst erlebten. Die Strategie der Stadtplanung, für die Zukunftsfähigkeit Berlins auf den Zuzug leistungsfähiger junger Menschen zu setzen, muss ergänzt werden durch Strategien, diese auch in der Stadt zu halten, wenn sie sich für Kinder entschieden haben.

Erziehung und Förderung der Kinder ist heute weitgehend zur alleinigen Aufgabe von Eltern und Schule geworden. Im Umfeld von Kitas und Schulen bilden sich oft auf Sympathie, gemeinsame Interessen oder Probleme gegründete Beziehungsgeflechte zur gegenseitigen Unterstützung. Allerdings bedürfen diese der organisatorischen und inhaltlichen Hilfe, um ein tragfähiges Unterstützungssystem zu sein, das Eltern die Versorgung der Kinder nicht nur erleichtert, sondern auch ein positives kinderfreundliches Klima herstellt.

Die Unterstützungssysteme im Umfeld von Kitas und Schulen haben in Bezug auf sogenannte Risikofamilien eine besondere Bedeutung. Zu den von Senat und Abgeordnetenhaus beschlossenen Maßnahmen gehört die Entwicklung eines Frühwarnsystems, das die frühzeitige Einleitung von Hilfen ermöglichen soll. Die dafür notwendigen Netzwerke sollen die Unterstützungssysteme im Umfeld von Kitas und Schulen einbeziehen.

3. Familienkompetenzzentren

Nachbarschaftshäuser sind die älteste Form von Zentren in Berlin, in denen sich der Selbsthilfegedanke gegenseitiger Unterstützung mit professioneller Hilfe verbindet. Familien haben in der Arbeit der Nachbarschaftshäuser schon immer eine besondere Rolle gespielt. Daneben haben sich in Berlin unsystematisch in einzelnen Bezirken Projekte entwickelt, die versuchen, ihre Arbeit mit Kindern systematisch mit familienunterstützenden Maßnahmen zu verbinden (z. B. Early Exellenz Center). Ältere, vor allem von den Bezirken getragene Formen von Familienzentren waren gekennzeichnet durch das Nebeneinander familienbezogener Angebote in einem Haus.

Die Idee der Bundesregierung, sogenannte Mehrgenerationenhäuser mit jeweils 40.000 € zu fördern, ist der Versuch, alle sinnvollen Ansätze auf diesem Sektor miteinander zu verbinden. Allerdings ist - abgesehen davon, dass Berlin als „kreisfreie Stadt“ nur für ein Mehrgenerationenhaus finanzielle Förderung erhalten soll - damit keine Strukturidee für einen städtischen Großraum wie Berlin verbunden. Ein Konzept für Berlin, das die sich um Kitas und Schulen bildenden Beziehungssysteme von Eltern so stützt, dass sich daraus eine tragfähige Infrastruktur bildet, muss an den vorhandenen Einrichtungen, in denen Kinder sind, ansetzen. Es bietet sich deshalb an, unter Beachtung der Berliner Strukturen ein System von Familienkompetenzzentren zu entwickeln. Familienkompetenzzentren sind Einrichtungen, die für die Kitas ihres Einzugsgebietes das notwendige familienunterstützende Wissen zur Verfügung stellen und als Anlauf- und Treffpunkt den Eltern im Einzugsgebiet Beratung und Unterstützung sowie Anleitung zur Selbstorganisation bieten.

Da Berlin bereits über einen hohen Standard in der Infrastruktur für Familien mit Kindern verfügt, wird es zukünftig in erster Linie darum gehen, die Kooperation, Abstimmung und Vernetzung zwischen den vorhandenen Angeboten zu verstärken, zu qualifizieren und fortzuentwickeln.

Einführung

Gemäß Beschluss des Abgeordnetenhauses vom 13. Juli 2000 hat der Senat jeweils zur Mitte der Legislaturperiode einen Familienbericht vorzulegen. Der letzte Bericht aus dem Jahr 2002 befasste sich mit der wirtschaftlichen Situation der Familien in Berlin (Drucksache 15/406).

Für den Familienbericht 2006 hat der Senat den Schwerpunkt Eltern- und Familienbildung gewählt – vor dem Hintergrund des Beschlusses der Jugendministerkonferenz vom 22./23. Mai 2003 über den „Stellenwert der Eltern- und Familienbildung – Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern“. Dabei ist auch folgender Auftrag des Abgeordnetenhauses an den Senat laut Beschluss vom 26. Januar 2006 berücksichtigt worden:

„Der Senat wird aufgefordert, im Rahmen des zu erstellenden Familienberichts Initiativen zur Stärkung der Erziehungskompetenz von Familien in Berlin aufzuzeigen und dazu insbesondere

1. umgehend eine umfassende und gründliche Analyse des derzeitigen Standes der Familienbildungsarbeit in Berlin vorzulegen;
2. auf der Grundlage dieser Analyse sowie des Beschlusses der Jugendministerkonferenz vom 22./23. Mai 2003 zum „Stellenwert der Eltern- und Familienbildung“ zeitnah ein Konzept zur inhaltlichen Weiterentwicklung der Familienbildungsarbeit in Berlin zu erarbeiten.“

Der nun vorliegende Familienbericht 2006 besteht aus zwei Teilen. Teil I befasst sich mit der Eltern- und Familienbildung in Berlin. Den Ausgangspunkt bildet eine themenbezogene Bestandsaufnahme. Daraus werden Leitlinien für die konzeptionelle Weiterentwicklung der Familienbildung in Berlin abgeleitet.

Teil II greift - aus aktuellem Anlass - ausgewählte Aspekte des Siebten Familienberichtes des Bundes auf und kommt in Auseinandersetzung mit diesen zu Schlussfolgerungen für die Familienpolitik in Berlin.

Ergänzt wird der Familienbericht im Anhang durch Beiträge von Fachwissenschaftlern zu Leitbildern der Erziehung in der Familie, die nicht nur von der Eltern- und Familienbildung reflektiert werden müssen, um künftigen Anforderungen gewachsen zu sein.

Teil I

Eltern- und Familienbildung in Berlin

1 Grundlagen der Familienbildung

1.1 Die Entwicklung der Familienbildung im Überblick

Die Familienbildung hat sich in Deutschland aus der Mütterbildung heraus entwickelt und insofern eine lange Tradition. Bereits zu Beginn der Industrialisierung gab es Anstrengungen, die Verwahrlosung und die hohe Kindersterblichkeit der armen Bevölkerungsschichten durch Informationen und praktische Anleitungen zu Ernährung, Hygiene und Erziehung zu senken. Einen maßgeblichen Beitrag dazu leistete Friedrich Fröbel (1782 - 1852), der als Begründer des heutigen Kindergartens gilt. Er sah im Kindergarten nicht nur eine Einrichtung für Kinder, sondern auch eine Elternbildungsstätte, in der Eltern in Theorie und Praxis den richtigen Umgang mit Kleinkindern erlernen sollten. Aus diesem in den Anfängen noch auf Elternbildung ausgerichteten Ansatz hat sich auf Grund des bürgerlichen Familienleitbildes schnell eine Mütterbildung herauskristallisiert, die in der Anfangsphase weitgehend auf die Kindererziehung ausgerichtet war.

Mit der Gründung der ersten Mütterschule im Jahr 1917 in Stuttgart begann die Institutionalisierung der Familienbildung. Mütterschulen verbreiteten sich schnell in Deutschland. Die Programme der Mütterschulen bestanden vor allem aus praktischen Kursen zur Haushaltsführung, aber es wurden bereits auch solche zu Ehe-, Familien- und Erziehungsfragen angeboten.

Nach dem zweiten Weltkrieg orientierte sich die Mütterbildung zunächst an den Traditionen der Gründungszeit - allerdings unter stärkerer Berücksichtigung sozialpädagogischer Inhalte. Zu erwähnen ist, dass eine kritische Reflexion dessen, was Mütterschulung in der NS-Zeit bedeutete, zu kurz kam. Hier darf dennoch nicht der Eindruck einer ungebrochenen Tradition entstehen.

In den sechziger Jahren wandelte sich die Mütterbildung dahingehend, sich nicht nur an Mütter, sondern an die gesamte Familie zu wenden. Konsequenter Weise wurde im Jahr 1969 die Mütterbildung in Familienbildung umbenannt. Aus Mütterschulen wurden Familienbildungsstätten oder auch Elternschulen. Ausgehend von dem Grundgedanken, dass die Gestaltung des Familienlebens Aufgabe aller Mitglieder der Familie ist, veränderte sich die Familienbildung qualitativ und inhaltlich. Folgerichtig öffnete sie sich auch für neue Zielgruppen - neben Müttern gehörten fortan insbesondere auch Väter, Kinder, Großeltern zu ihren Adressaten.

Während die ursprüngliche Mütterbildung insbesondere Unterstützung bei der Vorbereitung auf Ehe und Familie sowie bei der Pflege und Betreuung des Kleinkindes bot, institutionalisierte sich die Familienbildung grundsätzlich zu einem Bildungsangebot, das sich auf alle Lebensphasen erstreckt. Das Angebot zunächst praktisch orientierter Kurse wurde zunehmend um personen- und zielgruppenabhängige Themen erweitert. In den achtziger Jahren kamen Themen von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung, wie Umweltschutz, Aufgabenteilung in der Familie, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die spezifische Rolle von Vätern und Erwerbstätigkeit/Arbeitslosigkeit, hinzu.

Mit der Erweiterung der Zielgruppen ging in den letzten 40 Jahren ein Wandel der Inhalte und Methoden einher. Noch in den 60er und 70er Jahren dominierte ein Bildungsverständnis, das von einem unzureichenden Bildungsstand und von einer bedürftigen Lebenslage der Familien ausging. Die Angebote damals orientierten sich weitgehend am Prinzip der Anleitung und der Erziehung der Mütter und schlossen mit Angeboten z. B. zum textilen, kreativen und musischen Gestalten auch ihre Vorstellungen von der Selbstverwirklichung der Frau mit ein.

In den neunziger Jahren nahmen solche Themen zugunsten anderer inhaltlicher Schwerpunkte wieder ab. Einrichtungen der Familienbildung boten verstärkt Eltern-Kind-Gruppen sowie Kurse zur Geburtsvor- und -nachbereitung an und widmeten sich Themen der Gesundheitsbildung, der Pädagogik, Erziehung, Entwicklungspsychologie und der Gestaltung des Lebens in der Familie.

Heute stehen die Förderung der pädagogischen und organisatorischen Fähigkeiten der Eltern sowie deren Begleitung, Unterstützung und Entlastung im Mittelpunkt der Familienbildung. Die Angebote richten sich nicht mehr nur auf die Lebenssituation und die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen, sondern insbesondere auch auf die Verbesserung der Lebenssituation der Eltern und Familien, die Gestaltung und Förderung der Partnerbeziehungen, die Förderung von Lebensqualität und -zufriedenheit.

Familienbildung beschränkt sich heutzutage nicht mehr nur auf die Wissensvermittlung, sondern bietet neben den praktischen Kursen, z. B. zur Geburtsvorbereitung und Säuglingspflege, auch Veranstaltungen zur persönlichen Orientierung und zu generellen gesellschaftlichen Problemen an, z. B. zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, zur Rolle der Alleinerziehenden, zur gewaltfreien Erziehung. Die Angebote der Familienbildung setzen an der aktuellen Lebenssituation und den Erfahrungen der Eltern an; sie orientieren sich an den Ressourcen und Selbsthilfekräften der Familie.

Neben der klassischen Familienbildung haben sich in den letzten Jahrzehnten eine Reihe anderer Formen entwickelt, die letztendlich auch zur Familienbildung beitragen. Dazu zählen Eltern-Kind-Gruppen, Elterninitiativen, Familien- und Nachbarschaftszentren, Kontaktkreise, Selbsthilfegruppen und insbesondere auch Mütterzentren. Alle diese Formen zeichnen sich durch Selbstorganisation, Selbstverwaltung und Hilfe zur Selbsthilfe aus. Beispielhaft wird im Folgenden auf die Mütterzentren eingegangen.

Die ersten Mütterzentren sind Anfang der achtziger Jahre als Reaktion auf die sich ausbreitende Professionalisierung der Sozialen Arbeit entstanden. Alle Mütterzentren orientieren sich an vier Prinzipien:

- dem offenen Ansatz,
- den im Alltag gewonnenen Fähigkeiten,
- der Honorierung der geleisteten Arbeit und
- der Einbeziehung der Kinder.

In einem solchen Zentrum sind die Mütter selbst die Expertinnen, die ihre Lebenserfahrungen und beruflichen Qualifikationen einbringen. Auf diese Weise wird das Mütterzentrum zu einem Ort gemeinsamen Lernens.

Als wichtige Ergänzung zu den herkömmlichen Angeboten der Familienbildung sind die verschiedenen neuen Formen der Familienbildung inzwischen zu einem wichtigen Bestandteil der sozialen Infrastruktur der Kommunen geworden.

1.2 Die Ansprüche an die Familienbildung von heute

Der Blick auf die historische Entwicklung von Familienbildung zeigt, dass Themenschwerpunkte und Zielstellungen einem je aktuellen Problemverständnis familialer Existenz folgten. In dem Maße, wie sich die Herausforderungen für Familien verändern, muss sich auch zeitgemäße Familienbildung immer wieder neu am Unterstützungsbedarf von Familien orientieren. Durch die präventive, Familien in allen ihren Lebensphasen und Schwierigkeiten begleitende Arbeit unterstützte und unterstützt Familienbildung die Erziehungsverantwortlichen in ihren unterschiedlichen Lebenslagen und stärkt deren Möglichkeiten zur Gestaltung des Familienlebens und zur Erziehung von Kindern. Die 7. Familienberichtskommission hebt hervor, dass in der Familie die Basis dafür geschaffen wird, lebenslange Generationensolidarität zu leben und Fürsorge („Care“) für andere zu übernehmen.

Um die Bedeutung von Familienbildung als Beitrag zur Sozialisation der nächsten Generationen zu unterstreichen, setzte sich die Jugendministerkonferenz 2003 mit ihrem Beschluss „Stellenwert der Eltern- und Familienbildung - Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern“ für ihre generelle Stärkung ein.

Die Kernaussagen dieses Beschlusses sind:

1. Die Eltern- und Familienbildung soll einen neuen Stellenwert erhalten.
2. Die öffentliche Verantwortung für die Förderung der Erziehung in der Familie soll stärker betont werden.
3. Eltern- und Familienbildung muss ein Angebot für die ganze Familie sein.
4. Familienbildung muss viele Orte und Formen haben.
5. Eltern- und Familienbildung ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe.
6. Eltern- und Familienbildung muss frühzeitig einsetzen.
7. Eltern- und Familienbildung muss gezielt in besonderen Belastungssituationen wirken.
8. Das öffentliche Bewusstsein für Eltern- und Familienbildung ist durch verstärkte Öffentlichkeitsarbeit zu verändern.
9. Die Grundverantwortung der Kinder- und Jugendhilfe für die Eltern- und Familienbildung ist zu präzisieren.
10. Die Forschung und wissenschaftliche Begleitung der Eltern- und Familienbildung ist zu verstärken.

In der Praxis ist der Rahmen der Familienbildung weit gesteckt. Dies führt dazu, dass familienbildende Angebote allgemeinen Weiterbildungscharakter haben und über den Rahmen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes - SGB VIII - hinaus gehen. Dies betrifft sowohl die Zusammensetzung des Adressatenkreises als auch die Anbieter/Träger und deren Angebote.

Familienbildung wendet sich an alle Familien, berücksichtigt die unterschiedlichen Lebenslagen von Eltern und Kindern und bezieht die sich wandelnden Familienstrukturen mit ein. Damit hat die Familienbildung ein weites Themenfeld. Ihre Arbeit orientiert sich an Alltagsfragen und Lebensphasen und ist keineswegs nur krisenorientiert. Bildungsangebote zu allgemeinen Fragen der Erziehung (z. B. vorurteilsbewusste Erziehung, Vereinbarkeit von Familie und Beruf) gehören ebenso dazu wie Bildungs- und Beratungsangebote zu speziellen Themen (z. B. gesundheitsbewusste Lebensgestaltung, Umgang mit besonderen Belastungen).

Das Bildungsverständnis der Familienbildung ist generationsübergreifend, interkulturell und gemeinwesenorientiert, sie ist mehr als reine Wissensvermittlung. Bildungsanteile im engeren Sinn sind eingebettet in Selbsthilfe, Gemeinschaft, Geselligkeit und Aktion. Das bedeutet auch, dass sich sprachlich-kognitives Lernen ergänzt mit gefühls- und körperbezogenem Lernen, mit beiläufigem Lernen, mit Lernen in der Gruppe.

1.3 Die rechtliche Situation der Familienbildung

Familienbildung ist verortet zwischen Erwachsenenbildungs- und Jugendhilfeansatz. In der Mehrzahl der Bundesländer dominiert nach wie vor die öffentliche Förderung nach den Weiterbildungs- bzw. Erwachsenenbildungsgesetzen. Die Förderung nach SGB VIII ist auch 15 Jahre nach dessen Einführung marginal.

Soweit Familienbildung eine Leistung der Jugendhilfe ist, unterliegt sie den Vorschriften des SGB VIII (Kinder- und Jugendhilfegesetz). Folgende Regelungen sind bedeutsam:

§ 1 SGB VIII	Unterstützung der Eltern bei der Erziehung sowie Herstellung positiver Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien sowie einer kinder- und familienfreundlichen Umwelt
§§ 3, 4 SGB VIII	Trägerpluralität und Zusammenarbeit der öffentlichen und freien Jugendhilfe
§ 5 SGB VIII	Wunsch- und Wahlrecht
§ 9 SGB VIII	Beachtung der Grundrichtung der Erziehung, Förderung der Gleichberechtigung von Jungen und Mädchen
§ 14 SGB VIII	Erzieherischer Kinder- und Jugendschutz, Befähigung der Eltern, ihre Kinder vor gefährdenden Einflüssen zu schützen

§ 16 SGB VIII - Allgemeine Förderung der Erziehung in der Familie - bildet die rechtliche Grundlage für die Familienbildung. Darin heißt es:

- (1) „Müttern, Vätern, anderen Erziehungsberechtigten und jungen Menschen sollen Leistungen der allgemeinen Förderung der Erziehung in der Familie angeboten werden. Sie sollen dazu beitragen, dass Mütter, Väter und andere Erziehungsberechtigte ihre Erziehungsverantwortung besser wahrnehmen können. Sie sollen auch Wege aufzeigen, wie Konfliktsituationen in der Familie gewaltfrei gelöst werden können.
- (2) Leistungen zur Förderung der Erziehung in der Familie sind insbesondere
 - (1) Angebote der Familienbildung, die auf Bedürfnisse und Interessen sowie auf Erfahrungen von Familien in unterschiedlichen Lebenslagen und Erziehungssituationen eingehen, die Familie zur Mitarbeit in Erziehungseinrichtungen und in Form der Selbst- und Nachbarschaftshilfe besser befähigen sowie junge Menschen auf Ehe, Partnerschaft und das Zusammenleben mit Kindern vorbereiten,
 - (2) Angebote der Beratung in allgemeinen Fragen der Erziehung und Entwicklung junger Menschen,
 - (3) Angebote der Familienfreizeit und der Familienerholung, insbesondere in belastenden Familiensituationen, die bei Bedarf die erzieherische Betreuung der Kinder einschließen.“

Im Berliner Ausführungsgesetz zum Kinder- und Jugendhilfegesetz (AG KJHG) vom 09.05.1995 in der Fassung der Bekanntmachung der Neufassung vom 27.04.2001, zuletzt geändert durch Artikel V des Gesetzes vom 23.06.2005 wird unter dem fünften Abschnitt „Förderung der Erziehung in der Familie“ in § 21 das Aufgabenspektrum der Familienbildung beschrieben:

- (1) „Familienbildungsangebote, die den verschiedenen Lebenssituationen unterschiedlicher Familienformen Rechnung tragen, sind in Abstimmung mit den Angeboten der freien Jugendhilfe und unter Berücksichtigung der Angebote der Volkshochschule zu entwickeln. Die Zusammenarbeit mit Einrichtungen der Kindertagesbetreuung und Schulen ist sicherzustellen.
- (2) Die Angebote sollen sich an alle Erziehungsberechtigten richten und sie frühzeitig erreichen. Sie sollen so ausgestaltet sein, dass auch besondere Zielgruppen und Familien in Belastungssituationen angesprochen werden.
- (3) Diese Angebote sollen insbesondere die in der Familienberatungsarbeit offenbar werdenden besonderen Problemlagen aufgreifen. Die Angebote sollen so ausgestaltet sein, dass auch bildungsungewohnten Personen der Zugang ermöglicht wird.“

2 Eltern- und Familienbildung in Berlin

2.1 Strukturelle Voraussetzungen der Familienbildung in Berlin

Ein besonderes Merkmal der Familienbildung in Deutschland ist ihre Heterogenität. Das zeigt sich sowohl in ihrem Angebotsspektrum als auch in ihren Organisationsstrukturen. Familienbildung findet sowohl im institutionellen als auch im nicht institutionalisierten Bereich statt. Ihr Spektrum reicht von Familienbildungsstätten, Volkshochschulen, Elternarbeit in Kindertageseinrichtungen, Schulen, Familienzentren bis hin zu Familienselbsthilfe und Elterninitiativen.

Die aktuellen Angebote der durch das Land geförderten Familienbildung in Berlin sind im wesentlichen nach der Wiedervereinigung entstanden. Für das damalige Westberlin zeichnete sich bereits in den achtziger Jahren die Notwendigkeit grund-

legender Änderungen bestehender Strukturen ab, verstärkt allerdings durch die Wiedervereinigung. Im Ostteil der Stadt ging es um den Aufbau und die völlige Neuorganisation familienunterstützender Maßnahmen.

Zur gleichen Zeit trat das Kinder- und Jugendhilfegesetz in Kraft. Dies bedeutete einen Wechsel der Perspektiven - weg von der Behebung von Defiziten und von Korrekturen der Familien-Erziehung hin zur Betonung einer Förderung. Mit der Einführung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes hat die Familienbildung im § 16 SGB VIII erstmals eine rechtliche Grundlage als Angebot der Jugendhilfe erhalten. Im § 16 gesteht der Gesetzgeber allen Eltern ein Recht darauf zu, in ihren Erziehungsaufgaben unterstützt und gefördert zu werden. Leistungen zur Förderung der Erziehung in der Familie sollen dazu beitragen, dass Mütter, Väter und andere Erziehungsberechtigte ihre Erziehungsverantwortung besser wahrnehmen können. Im Zusammenhang mit der gesetzlichen Verankerung des Rechtes des Kindes auf gewaltfreie Erziehung ist auch der § 16 SGB VIII entsprechend ergänzt worden. Danach gehört es zu den Aufgaben der Familienbildung, Wege zur gewaltfreien Lösung von Konflikten aufzuzeigen.

Unter Bezugnahme auf den Landesrechtsvorbehalt nach § 16 (3) in Verbindung mit § 74 (3) SGB VIII wird Familienbildung im Rahmen der verfügbaren Haushaltsmittel nach pflichtgemäßem Ermessen gefördert. Berlin ist eines der wenigen Bundesländer, das Familienbildung überwiegend auf der Grundlage des SGB VIII fördert und nicht nach Erwachsenenbildungsgesetzen. Das bedeutet, dass die Familienbildung in Berlin weniger eingeeengt den Formen kursgebundenen Lernens Erwachsener folgen muss als vielmehr kommunikative und gemeinwesenorientierte Lern- und Aktivitätsformen und familienbezogene Angebote mit dem gleichwertigen Einschluss von Kindern und Jugendlichen aufnehmen kann.

Mit § 21 AG KJHG hat Berlin 1995 landesrechtliche Regelungen zur Familienbildung erlassen, zuletzt geändert 2004/2005. Bezogen auf die Familienbildung ist unter § 21 (1) AG KJHG hinzugekommen, dass „die Zusammenarbeit mit Einrichtungen der Kindertagesbetreuung und Schulen ... sicherzustellen“ ist. Darüber hinaus ist in § 21 (2) hinzugekommen: „Die Angebote sollen sich an alle Erziehungsberechtigten richten und sie frühzeitig erreichen. Sie sollen so ausgestaltet sein, dass auch besondere Zielgruppen und Familien in Belastungssituationen angesprochen werden.“ Damit hat das Berliner Landesrecht Empfehlungen des JMK-Beschlusses 2003 („Stellenwert der Eltern- und Familienbildung - Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern“) direkt aufgenommen.

Berlin verfügt nicht über große Familienbildungsstätten, in denen sich viele Angebote konzentrieren. Dies ist z.T. für viele andere Bundesländer typisch. Berlins Kennzeichen ist die Vielfalt kleiner Träger mit recht verschiedenen Angeboten. Die Heterogenität der Familienbildung, wie sie einleitend bereits für Deutschland beschrieben wurde, kennzeichnet auch die Berliner Situation. Diese wird im Folgenden beschrieben mit den Angeboten, die durch das Land gefördert werden, mit Ausführungen zur Förderung der Familienbildung durch die Bezirke und Erläuterungen zur Angebotsstruktur von Stadtteilzentren und Familienbildungsstätten der Evangelischen Kirche in Berlin.

2.2 Die Förderung der Familienbildung in Berlin – eine Bestandsaufnahme

2.2.1 Förderung der Familienbildung auf Landesebene

Den veränderten Bedingungen insbesondere im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung und der Einführung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes entsprach eine „Neue Konzeption für die Angebote der Familienberatung, der Familienbildung und Familienerholung in Berlin“, die der Senat dem Abgeordnetenhaus im November 1991 vorlegte.

Nach dem Wegfall von Bundesjugendplanmitteln und Mitteln des Hilfswerkes Berlin wurde 1993 mit Mitteln des Sonderprogramms „Jugend mit Zukunft – Sonderprogramm gegen Gewalt“ erstmals im Gesamthaushalt der für Familie zuständigen Senatsverwaltung in Kapitel 1043 ein Haushaltstitel (684 27) eingerichtet, um dem großen Bedarf der Beratungsstellen Freier Träger für die Familienarbeit, insbesondere in den östlichen Stadtbezirken, nachzukommen.

Gegenwärtig werden vom Land Berlin 15 Familienbildungsprojekte von Trägern der freien Jugendhilfe über Zuwendungen zur Deckung des Fehlbedarfs gefördert. Die Gesamtfördersumme für die 15 Projekte beträgt im laufenden Haushaltsjahr 668.000 € - eingestellt in Kapitel 1043, Titel 684 27. Dazu kommt die Förderung des Arbeitskreises Neue Erziehung e.V. für Elternbriefe und andere sozialpädagogische Maßnahmen im Rahmen der Familienbildung. Der Arbeitskreis Neue Erziehung e.V. wird im laufenden Haushaltsjahr institutionell vom Land Berlin mit 439.000 € gefördert (Kapitel 1043, Titel 684 35), der Bund beteiligt sich an den Sachkosten für die Erstellung der Elternbriefe.

Im Kapitel 1045, Titel 684 22 sind darüber hinaus 2.541.000 € für die Erziehungs- und Familienberatung (einschließlich Adoptions- und Pflegekinderdienst) eingestellt. Diese umfasst in der sogenannten präventiven Arbeit auch Eltern- und Familienbildung.

2.2.1.1 Aus Landesmitteln geförderte Projekte der Familienbildung

Arbeitskreis Neue Erziehung e.V.

Der Arbeitskreis Neue Erziehung e.V. besteht seit 60 Jahren und hat bereits vor über 40 Jahren das Projekt Elternbriefe initiiert. Der Verein war damit bundesweit der erste Träger, der in dieser Weise aktiv geworden ist. Die Elternbriefe unterstützen die Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder; sie helfen insbesondere, Entwicklungsphasen des Kindes zu verstehen und Antworten auf Erziehungsfragen zu finden. Zunächst begleiteten die Elternbriefe die Eltern bis zum achten Lebensjahr des Kindes. Inzwischen gibt es auch zwei Elternbriefe zum Thema Pubertät, außerdem türkisch-deutsche Elternbriefe.

Die Elternbriefe haben sich so bewährt, dass mittlerweile auch andere Bundesländer diese über den Träger beziehen. Der Bund beteiligt sich anteilig an der Finanzierung und hat damit die familienpolitische Bedeutung der Elternbriefe herausgestellt.

Der Träger erreicht mit seinen Elternbriefen einen sehr hohen Anteil von Eltern (ca. 70 %) und leistet einen bedeutsamen Beitrag zur Eltern- und Familienbildung in Berlin. Mit dem Angebot der Elternbriefe ist er in diesem Bereich wegweisend. Der Versand der ersten vier Elternbriefe an alle Eltern erstgeborener Kinder ist eine Maßnahme des Landes Berlin gemäß § 16 SGB VIII. Anschließend entscheiden die Empfänger selbst, ob sie weitere Briefe erhalten wollen. Auch diese sind kostenlos. Die Elternbriefe werden jährlich aktualisiert und regelmäßig überarbeitet. Eine wissenschaftliche Evaluation ihrer Inhalte ist 2005 begonnen worden.

Der Arbeitskreis Neue Erziehung e.V. ist neben seinem gesamtstädtischen Engagement auch sozialraumbezogen tätig. Er kooperiert mit anderen Trägern auch bundesweit und ist in Gremien und Arbeitsgemeinschaften vertreten. Verstärkungseffekte ergeben sich aus der Vernetzung mit anderen Projekten des Trägers, insbesondere der Interkulturellen Erziehungs- und Familienberatung und dem Netzwerk Interkulturelle Kommunikation.

Amt für kirchliche Dienste in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

Die Familienbildung des Trägers umfasst acht durch eine Zuwendung des Landes geförderte und über Berlin verteilte Teilprojekte für Familien aller Familienformen mit Klein- und Schulkindern. Die Teilprojekte haben besondere Zielgruppen: ausländische Familien, Aussiedler-Familien und Familien mit einem behinderten Kind. Allen gemeinsam ist das Rahmenziel „Lernen, Familie zu leben“. Es geht um Stärkung der Erziehungsfähigkeit, des partnerschaftlichen Zusammenlebens in der Familie und der Persönlichkeitsentwicklung der Familienmitglieder. Alle Teilprojekte sind offen für Begegnung, Kontakt und Verabredung, alle sind ohne besondere Voraussetzungen zugänglich. Daneben gibt es spezielle Ziele, z. B. die Verbesserung der Deutschkenntnisse von Müttern.

Der Träger wendet sich mit dem qualifizierten Angebot offener Arbeit an Zielgruppen, die schwer erreichbar sind, aber Unterstützung brauchen. Die Teilprojekte sind durch die zentrale Leitung untereinander verbunden und stehen im ständigen Austausch. Diese Leitung gewährleistet ebenfalls die Zusammenarbeit mit überörtlichen Bildungsträgern und mit Gremien. Hingegen haben die in die kirchliche Infrastruktur vor Ort eingebundenen Teilprojekte Kontakt mit bezirklichen Gremien, Initiativen, Netzwerken und Institutionen. Das Angebot leistet damit einen wichtigen Beitrag in einem schwach besetzten Feld der Sozialarbeit.

Deutscher Familienverband, Landesverband Berlin e.V.

Der Träger verfolgt ein Konzept integrierter Familienberatung, -bildung und -erholung. Seine Projekte bieten familienentlastende Dienste mit niedrigschwelligem Zugang an. Die Kombination der Arbeitsfelder soll auch bildungsferne und beratungs-

resistente Familien erreichen und sich am tatsächlichen Bedarf der Familien orientieren. Die Verknüpfung der Angebote steht unter dem Leitgedanken lebensweltbezogener Prävention. Dies ermöglicht Synergien und eine größere Kontinuität, als es durch Einzelangebote zu erreichen wäre.

Der Träger arbeitet mit seinem Netzwerk Familienarbeit nicht nur gesamtstädtisch sondern auch in den Bezirken. Er kooperiert mit vielen anderen Trägern und reagiert auf Anfragen aus allen Bezirken Berlins. Besonderer Schwerpunkt ist die Zusammenarbeit mit Kitas. Das Fachwissen des Trägers wird für Seminare und Themen-Elternabende zur Verfügung gestellt. In verschiedenen Gremien tritt er zum Thema Familie auch fachpolitisch in Erscheinung.

Diakonisches Werk Berlin Mitte e.V.

Projekt: Familien- und Nachbarschaftszentrum (FuN)

Das Familienbildungsangebot des Trägers wendet sich vor allem an junge Familien mit Kindern bis ca. 6 Jahre. Für diese Zielgruppe gibt es ein Angebot, das vom offenen Treffpunkt für Familien über Beratung und Information bis zu spezifischen Kursangeboten (z. B. Babymassage, Prager Eltern-Kind-Programm, Eltern-Kind-Turnen) reicht. Es bietet jungen, wirtschaftlich schwachen Eltern in einem sozial belasteten Gebiet (Boxhagener Platz) Orientierung, Unterstützung und Begleitung. Das recht kleine Angebot besitzt in seinem Umfeld eine hohe Anziehungskraft.

Eltern beraten Eltern von Kindern mit und ohne Behinderungen e.V.

Das Familienbildungsangebot des Trägers wendet sich an Eltern von Kindern mit und ohne Behinderungen. Der Träger begleitet die Familien beim Kontakt mit Institutionen durch alle Entwicklungsstufen des behinderten Kindes. Ziel ist eine Integration in allen Bereichen des täglichen Lebens, vor allem beim Zusammenleben von behinderten und nicht behinderten Kindern in einer Familie. Zu diesem Thema gibt es Wochenendtagungen für die ganze Familie. Immer steht die Stärkung der Familie mit ihrem jeweils eigenen Weg der Akzeptanz der Behinderung des Kindes im Mittelpunkt.

Der Träger wendet sich auch der Problematik behinderter Kinder in Migrantenfamilien zu, da sich für viele dieser Familien Integration schwieriger gestaltet.

Die Arbeit des Trägers geschieht überwiegend ehrenamtlich. So ist eine Fluktuation der Mitarbeiter zwangsläufig. Deshalb ist die verlässliche Koordination der ehrenamtlichen Mitarbeiter, deren Schulung sowie die enge Zusammenarbeit mit vielen Institutionen sehr wichtig. Der Träger bietet für die Familienbildung Berlins ein Spezialangebot mit Verbindungen zu Medizin, Bildung, Selbsthilfe und Jugendhilfe. Er leistet einen wesentlichen Beitrag zur präventiven Arbeit in Berlin.

Erzbischöfliches Ordinariat, Referat Ehe und Familie

Der Träger sorgt für Angebote im Rahmen von Ehevorbereitung und Familienbildung, darüber hinaus aber auch für die von Trennung und Scheidung Betroffenen sowie für allein erziehende Mütter und Väter. Ziel ist eine Stabilisierung der neuen Familiensituation. Mit diesem Angebot der Familienbildung unterstützt der Träger

die Verständigung der Partner sowie die zwischen Eltern und Kind. Es handelt sich meist um Wochenendkurse, die sehr gut angenommen werden. Diese Kurse sind eng mit den kirchlichen und karitativen Einrichtungen sowie auch der evangelischen Familienbildung verbunden. Das Referat Ehe und Familie und Familie/Alleinerziehende arbeitet für die kirchlichen Einrichtungen in den Sozialräumen, als Fachstelle sichert es die Qualität durch Fort- und Weiterbildung.

Evangelisches Jugend- und Fürsorgewerk-Lazarus gAG
Projekt: Familie im Zentrum

Der Träger wendet sich sowohl an Eltern und andere Erziehungsberechtigte mit Kindern als auch an Multiplikatoren, die selbst Familienbildung anbieten. Die besondere Ausrichtung des Trägers besteht in der engen Verbindung von Erziehungs- und Familienberatung einerseits und Familienbildung andererseits. Dies ermöglicht gemeinsame Konzeption- und Planung, intensiven Fachaustausch, Zugang zu einer breiteren Öffentlichkeit sowie Senkung der Zugangshürden zur Erziehungs- und Familienberatung. So entstehen deutliche Synergieeffekte.

Das Familienbildungsangebot enthält neben den üblichen Veranstaltungen wie Elternschulen oder PEKiP (Prager Eltern-Kind-Programm) -Gruppen auch - je nach Bedarf - Einzelveranstaltungen, z. B. Kurse für minderjährige Mütter. Alle beruhen auf Selbsthilfe und gegenseitiger Unterstützung. Die aufeinander bezogenen Angebote von Familienbildung und Erziehungs- und Familienberatung bilden ein Gesamtkonzept, in dem die einzelnen Angebote thematisch zusammenhängen. Das gilt auch für die Kooperation mit Kitas, die z. Z. modellhaft erprobt wird.

Der Träger kooperiert berlinweit mit anderen Trägern der Familienbildung. Er ist an der regionalen und überregionalen Jugendhilfeplanung beteiligt, an der Anleitung von Fachkräften und ehrenamtlichen Kräften, und er kooperiert mit Selbsthilfe- und Nachbarschaftszentren.

Evangelische Kirchengemeinde Heilig Kreuz-Passion
Projekt: Familienzentrum Nostizstraße

Das Familienzentrum des Trägers macht gemeinsame Angebote für Familienmitglieder verschiedenen Alters. Ein besonderes Augenmerk gilt der Stärkung der Selbsthilfemöglichkeiten von Familien. Dazu dienen sowohl eine Beratung zu allgemeinen Fragen der Erziehung als auch spezielle Themenangebote wie z. B. zur Unterstützung bei Konflikten in jungen Familien. Der Träger ist bestrebt, die Fördermittel als Anschubfinanzierung für neue Gruppen zu benutzen, damit sie später aus eigener Kraft weiterexistieren können. Durch das breitgefächerte Angebot für unterschiedliche Altersgruppen entstehen langjährige Bindungen einzelner Familien an das Familienzentrum, woraus sich in vielen Fällen ein starkes ehrenamtliches Engagement entwickelt.

Familie in unserer Zeit - Berliner Familien- und Elternbildungswerk e.V.

Der Träger wendet sich mit seinem Familienbildungsangebot, insbesondere an Eltern und Großeltern sowie an die beteiligten Kinder und Jugendlichen. Er versucht, mit seinen betont unkomplizierten Angeboten ohne besondere Zugangsvoraussetzungen vor allem bildungsferne Familien zu erreichen. Dazu arbeitet er mit einer

Mischung aus Informationen, Aussprachen zu einzelnen Themen und Freizeitaktivitäten. Schwerpunkt sind Verstehen und Zusammenleben unter den Generationen. Synergieeffekte ergeben sich aus der Zuständigkeit des Trägers für Maßnahmen der Familienerholung für sozial schwache Familien.

Der Träger arbeitet neben berlinweiter Ausrichtung auch sozialraumbezogen, ersteres insbesondere in Verbindung mit der Familienerholung. „Familie in unserer Zeit“ kooperiert mit anderen Trägern der Familienbildung, leistet Gremienarbeit und ist im Sozialraum gut vernetzt.

Mannege e.V. Berlin

Projekt: Väterzentrum

Der Träger wendet sich mit seinem Angebot der Familienbildung gezielt an Väter und werdende Väter sowie an Multiplikatoren und Fachkräfte. Ziele sind Motivation von Vätern zu stärkerer Familienverantwortung, aktiver Vaterschaft und Stärkung der Erziehungskompetenz von Vätern durch zielgruppenspezifische und geschlechtsbewusste Angebote. Es geht dem Träger auch darum, den Anteil von Männern (Vätern) unter denen, die Familienbildungsangebote annehmen, zu erhöhen. Kurse, Gruppen und Seminare (auch thematische Wochenendreisen für Väter und Kinder) dienen der Sensibilisierung von Männern für verantwortliche Vaterschaft. Neu in dieser Angebotspalette sind besondere Kursteile für werdende Väter in Geburtsvorbereitungskursen und ein spezielles Beratungsangebot für Väter mit türkischem Migrationshintergrund in Kooperation mit einem Projekt in Kreuzberg.

Der Träger arbeitet mit einer Vielzahl von Partnern zusammen und in verschiedenen Fachgremien und Fach-Arbeitsgemeinschaften. Er unterzieht seine Angebote einer regelmäßigen internen Überprüfung und verbindet das Angebot für Familienbildung konzeptionell mit thematischen Angeboten zu allgemeinen Einstellungen und Haltungen von Männern.

MUT Gesellschaft für Gesundheit mbH

Projekt: Familienbildung im Nachbarschaftshaus Pestalozzi-Treff

Der Träger wendet sich mit seinem Familienbildungsangebot an alle Familien und verfolgt das Ziel, Orientierung zu geben, Wissen und Erfahrungen zu vermitteln und Hilfe zu leisten. Das Angebot ist in ein Stadtteilzentrum mit generationsübergreifendem Konzept einbezogen und auf die Sozialräume ausgerichtet. Dazu gehört eine enge Kooperation mit haupt- und ehrenamtlichen Multiplikatoren in Kita, Schule, Erziehungs- und Familienberatung wie auch anderen Einrichtungen der Jugendhilfe und Selbsthilfegruppen. Durch diese enge Zusammenarbeit wird bei sparsamer Verwendung von Mitteln die Wirkung erhöht.

Nachbarschaftsheim Schöneberg e.V.

Projekt: Familienbildung im Nachbarschaftsheim Schöneberg

Das Familienbildungsangebot des Trägers richtet sich sowohl an Eltern und Erziehende als auch an Multiplikatoren verschiedener Nationalitäten. Es richtet sich vor allem an Eltern mit Kindern bis 3 Jahren sowie an Eltern und Erziehende von Kindern in der Pubertät. Als Ziele verfolgt der Träger:

- Stärkung der Erziehungsfähigkeit,
- Förderung von Kontakt und wechselseitiger Unterstützung,
- Respekt und Akzeptanz unterschiedlicher Lebensweisen und Familientraditionen,
- Begleitung und Unterstützung bei der Umstellung auf neue Lebens- und Erziehungssituationen.

Das Angebot profitiert von der Infrastruktur des Nachbarschaftsheims Schöneberg als Gesamtträger und ist mit dessen anderen Projekten vernetzt.

Nachbarschafts- und Selbsthilfezentrum (NUSZ) in der ufa-Fabrik e.V. Projekt: Familienbildung im NUSZ

Das Familienbildungsangebot des Trägers steht unter dem Motto: „Offen für Alle“ und richtet sich an Eltern, Kinder und Familienangehörige unabhängig von Alter und Nationalität. Besondere Schwerpunkte sind Frauen und Familien mit Säuglingen und Kleinkindern. Wesentliche Ziele des Angebotes sind Hilfe zur Selbsthilfe, Überwindung der Isolation in der Kleinfamilie, Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern, Gewaltprävention und Förderung sozialer Kompetenzen. Das Projekt profitiert von der engen Zusammenarbeit verschiedener Angebote des Trägers.

Hauptziel des Nachbarschafts- und Selbsthilfezentrums ist die Verbesserung der Lebensbedingungen im Stadtteil durch die Entwicklung der sozialen Infrastruktur. Die Familienbildungsarbeit ist in dieses Konzept einbezogen. Die Verknüpfung von Förderung, Prävention und Elternbildung stärkt die Leistungsfähigkeit des Hilfesystems.

SelbstHilfelnitiative Alleinerziehender e.V. (SHIA), Landesverband Berlin

Der Träger wendet sich mit seinem Angebot an Alleinerziehende, um deren erzieherische und soziale Fähigkeiten zu fördern. Er will die Möglichkeiten zur Selbsthilfe unterstützen und einer Isolierung entgegen wirken. Dazu knüpft er an die Lebenssituation Alleinerziehender an und bezieht Elemente von Beratung, Bildung, Erholung und Unterstützung mit ein. Das Konzept berücksichtigt, dass viele dieser Familien wenig Geld haben und oft auch Mühe, ihren Alltag zeitlich zu bewältigen.

Günstig ist die enge Verbindung mit dem Projekt flexibler Kinderbetreuung des Trägers, auf die Alleinerziehende sind im besonderen Maß angewiesen sind. Der Träger kooperiert mit anderen Trägern der Familienbildung und arbeitet in hohem Maße ehrenamtlich.

Verband Alleinerziehender Mütter und Väter (VAMV), Landesverband Berlin e.V.

Der Träger richtet sich mit einem gut gegliederten Beratungs- und Unterstützungsangebot speziell an Alleinerziehende. Es ist auf die verschiedenen Konflikte und Bedürfnisse der Zielgruppe abgestellt und geht von ihrer Lebenssituation und den aktuellen Problemen aus, z. B.:

- Existenzsicherung,
- Vereinbarkeit von Familie und Beruf,

- oft schwierig zu gestaltende Beziehung zum anderen Elternteil,
- Unterhaltsfragen,
- Sorgerecht und
- Erziehungsfragen.

Methodische Vielfalt und Niedrigschwelligkeit erleichtern es Alleinerziehenden, das passende Angebot zur Unterstützung und Stabilisierung ihrer Familie zu finden. Dazu trägt auch die Kombination mit einem Kinderbetreuungsprojekt (SAM) des Trägers bei. Bei notwendigem weiteren Beratungsbedarf vermittelt der Träger an Institutionen oder Selbsthilfegruppen in Wohnortnähe. Der Träger kooperiert berlinweit mit anderen Trägern der Familienbildung, wirkt fachpolitisch und arbeitet mit einem hohen Anteil an Ehrenamtlichkeit.

WERKSTATT FÜR BILDUNG UND BEGEGNUNG IN BERLIN e.V.

Projekt: Jugend- und Familienprojekthaus LABUDE

Das Familienbildungsangebot des Trägers wendet sich an Familien aller Schichten und Altersgruppen. Spezielle Angebote gelten jungen Familien, Alleinerziehenden und sozial schwachen Familien. Der Träger arbeitet nach einem Gesamtkonzept, das Jugendbildung und -erholung, Kulturarbeit, Sozialarbeit und Stadtteilarbeit einzelner Projekte des Trägers inhaltlich und räumlich eng miteinander verbindet. Das Familienbildungsangebot stellt sich besonders auf junge Familien mit Kleinkindern ein, da es einen beachtlichen Zuzug solcher Familien im Umfeld des Projektes gibt, dieses Angebot aber auch Familien aus anderen Bezirken anspricht. Das gilt auch für Wochenendreisen mit Bildungsangeboten, die auf diese Familien im Umfeld des Projektes zugeschnitten sind.

Der Träger kooperiert mit der Volkshochschule, der örtlichen Erziehungs- und Familienberatungsstelle, dem Quartiersmanagement, dem Arbeitsamt, den Kitas und den Kirchengemeinden.

2.2.1.2 Eltern- und Familienbildungsangebote der Sozialpädagogischen Fortbildungsstätte Jagdschloss Glienicke

Einen neuen Schwerpunkt des Angebotes der Sozialpädagogischen Fortbildungsstätte bildet die Multiplikatorenschulung für Familienbildungsangebote. Sie orientiert sich an den Sozialräumen und folgenden Gesichtspunkten:

- Über die einzelnen Träger und Arbeitsfelder hinausreichende Kooperation und Vernetzung in den Bezirken und Ortsteilen der Stadt (z. B. mit Jugendförderung, Kita, Allgemeinem Sozialdienst, freien Trägern der Erziehungshilfe, Schule, Gesundheitsamt, Kinderärzten usw.). Dabei sollen niedrigschwellige Formen sozialer Netzwerke und Selbsthilfe unterstützt werden.
- Schwerpunkte einer Kooperation sind Fragen, die sich aus der Häufung von Themen oder Problemen auf Grund von Fallanalysen oder Feldanalysen in einem Ortsteil ergeben. Für diesen Zweck sollen erprobte Konzepte passgenau zugeschnitten werden.

- Familienbildungsangebote sollten in die gut bekannten und anerkannten Angebote und Institutionen eines Ortsteils eingepasst werden. Dabei sind die Gebäude besonders geeignet, die für das Gemeinwesen und solche Zwecke bereitgestellt werden. Gut geeignete Beispiele aus verschiedenen Berliner Ortsteilen (z. B. dem Modell PEN GREEN in England vergleichbar) sollen bekannt gemacht und deren Verbreitung durch konkrete Angebote unterstützt werden.
- Didaktik und Methode der Eltern- und Familienbildung setzen auf aktive Mitwirkung der Teilnehmer, beziehen gemeinsame Erlebnisse mit ein und sollen Eltern Freude machen.

Das in der Angebotspalette enthaltene Qualifizierungsangebot für Multiplikatorinnen und Multiplikatoren des Elternkursprogramms „Starke Eltern - Starke Kinder“® des Deutschen Kinderschutzbundes (DKSB) ist bewusst für eine bereichs-, träger- und arbeitsfeldübergreifende Zielgruppe ausgeschrieben. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen können sich während der Weiterbildung auch mit den jeweils anderen Perspektiven vertrauter machen und vor dem Hintergrund der gemeinsamen Zielstellung weitere Ideen zur Umsetzung des Elternkurses unter sozialräumlichen Aspekten entwickeln. In Kooperation mit dem DKSB, Landesverband Berlin e.V. und erfahrenen Elternkursleitern sollen weitere Angebote auch für besonders belastete Familien, die sogenannten Multiproblemfamilien, bei denen das Kindeswohl gefährdet ist, entwickelt werden.

Die Vorstellung von Elternkursen verschiedenster Herkunft und innovativer Ansätze der Elternbildung sind ebenfalls ein Programmschwerpunkt.

2.2.1.3 Eltern- und Familienbildungsangebote der Berliner Volkshochschulen

Eltern- und Familienbildung gehört zur Grundversorgung der Berliner Volkshochschulen mit Angeboten der Weiterbildung nach § 123 Schulgesetz. Gleichrangiges Ziel der Volkshochschulen ist neben der beruflichen Bildung und der Persönlichkeitsbildung auch die Unterstützung von Eltern bei der Erziehung. Durch die Ergebnisse der PISA-Studie hat diese Aufgabe erheblich an Bedeutung gewonnen. Die Untersuchungen haben die zunehmenden Defizite in diesem Bereich gezeigt und belegt, welche zentrale Rolle die frühzeitige Förderung der Kinder durch das Elternhaus für den späteren Lern- und Bildungserfolg der Kinder spielt. Diese Aussage gilt allgemein, besonders aber für Kinder aus bildungsfernen Elternhäusern.

In der Eltern- und Familienbildung bieten die Berliner Volkshochschulen eine Vielfalt von Themen an, um die erzieherischen Kompetenzen der Mütter und Väter zu stärken und ihnen zu helfen, Erziehung auch in belasteten Familien, also bei Alkohol- oder Drogenproblemen, Krankheit, Verlust oder Trennung, konfliktarm und gewaltfrei zu gestalten. Diese Volkshochschul-Bildungsangebote vermitteln nicht nur Wissen, sondern sollen die soziale Kompetenz der Erziehungspersonen stärken. Hierzu gehören Kursangebote, wie Elterntraining, Mediation im Familienkonflikt, Familienaufstellung, Adoptiveltern im Gespräch, Lernen und Leben mit ADS-Kindern.

Darüber hinaus enthält das Programmangebot der Berliner Volkshochschulen viele verschiedene Kurse zu allgemeinen Themen der Familienbildung wie Familiengrün-

derung, Familienformen, Rollenkonfiguration, oft als gemeinsames Angebot mit anderen Trägern der Familien- und Jugendbildung.

Ein besonderer Ansatz in der Familienbildung der Berliner Volkshochschulen sind sog. Eltern-Kind-Kurse. Sie können durch gemeinsame Teilnahme von Eltern und Kindern den Zusammenhalt in der Familie stärken. Interessante gemeinsame Aktivitäten (Computer, Englisch, Theater, Kochen, Keramik, Autogenes Training, Bewegungsspiele, umwelt- und naturkundliche Erkundungen, u.v.m.) bieten ein Gegengewicht zu den Familienkonflikten und tragen zum besseren Verständnis zwischen Eltern und Kindern bei. Über den Berliner Familienpass erhalten die Familienmitglieder für den Kursbesuch eine Ermäßigung.

2.2.1.4 Stadtteilzentren

Entsprechend dem 2. Folgevertrag Stadtteilzentren wird die Verbindung von Nachbarschaftshäusern und Selbsthilfekontaktstellen zu Stadtteilzentren gefördert. Der Vertrag ist geschlossen worden zwischen dem Land Berlin - vertreten durch die Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz und die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport - und dem Paritätischen Wohlfahrtsverband – Landesverband Berlin e.V..

Leistungen der Familienbildung sind keine Kernaufgabe der Stadtteilzentren. Da Familien jedoch eine wichtige Zielgruppe im Rahmen der regionalen Selbsthilfe- und Nachbarschaftsarbeit sind, haben alle Stadtteilzentren Angebote und Aktivitäten in Bezug auf die Arbeit mit Familien installiert. Interessant ist, dass diese sich in der Mehrzahl an junge Familien richten.

Die familienunterstützenden Angebote sind in der Regel im niedrighwelligen Bereich angesiedelt und sollen die Erziehungskompetenz der Eltern sowie einen besseren Umgang mit Problemen fördern.

Angebote der Familienarbeit und Familienbildung in Stadtteilzentren sind:

Stadtteilzentrum	Art *	Angebote
Charlottenburg - Wilmersdorf		
Nachbarschaftshaus am Lietzensee Herbartstr. 25 14057 Berlin	NBZ SHK	Eltern und Kind-Kurse
Friedrichshain - Kreuzberg		
Volkssolidarität LV Berlin e.V. Boxhagener Str. 89 10245 Berlin	SHK	Eltern-Kind-Gruppe
Nachbarschaftshaus Urbanstraße Urbanstr. 21 10961 Berlin	NBZ	Schreibbabyambulanz, Eltern-Kind-Gruppe
Nachbarschafts- und Gemeinwesenverein am Kottbusser Tor Adalbertstr. 95A 10999 Berlin	NBZ	Eltern-Kind-Treff, 1 x wöchentlich
Lichtenberg - Hohenschönhausen		
Kiezspinne FAS - Nachbarschaftlicher Interessenverbund Schulze-Boysen-Straße 38 10365 Berlin	NBZ	Familienhilfeberatung für Schwangere und junge Familien, Mutter und Kind-Gruppe

Stadtteilzentrum	Art *	Angebote
Frei-Zeit-Haus e.V. Weißensee Ahrenshooper Str. 5 13051 Berlin	SHK	Mutter- und Kind-Frühstück, Ernährungsprogramm für übergewichtige Kinder, PEKiP 2 x wöchentlich
Marzahn - Hellersdorf		
Kiek in e.V. Rosenbecker Str. 25-27 12689 Berlin	NBZ	Selbsthilfegruppe Kindererziehung nach Gordon, Selbsthilfegruppe Aktive Eltern, Selbsthilfegruppe Eltern helfen Eltern, Eltern-Kind-Gruppen 3 x wöchentlich, Elternberatungsangebote: Erziehungsprobleme, Konfliktsituationen, gesunde Lebensweise Basisberatung für Eltern, Kurs, Gruppen und Bildungsveranstaltungen für Eltern, Eltern-Gesprächskreise
Wuhletal gGmbH Alt-Marzahn 59a 12685 Berlin	SHK	Elterngruppen und Elternberatung 1 x wöchentlich
MUT Gesellschaft für Gesundheit mbH Pestalozzistr. 1a 12623 Berlin	NBZ	Bewegungs- und Ernährungsangebot übergewichtige Kinder, Geburtsvorbereitung und –nachsorge, PEKiP, Sprechstunde für Eltern mit unruhigen Babys, Eltern-Kind-Treff, familienrechtliche und pädagogische Beratung
Mitte		
Moabiter Ratschlag Rostocker Str. 32 10553 Berlin	NBZ	Elternkurse „Starke Eltern – starke Kinder“, Elterntreff, Informationen und Gespräche zu belastenden Situationen aus dem Erziehungsalltag
StadtRand gGmbH Perleberger Str.44 10559 Berlin	SHK	Beratung und Selbsthilfe allergie- und umweltkrankes Kind, Selbsthilfegruppe „Eltern schwarzer Kinder“, PEKiP, Veranstaltungen und Kurse „verwaiste Eltern“, Veranstaltungen „Kinder natürlich behandeln“
Nachbarschaftshaus Prinzenallee Prinzenallee 58d 13359 Berlin	NBZ	Beratungsangebot für arabische Familien
Fabrik Osloer Straße 12 13359 Berlin	NBZ	Schreibbabyambulanz, Krabbelgruppe, PEKiP, Familieninformationsangebote
Neukölln		
Nachbarschaftsheim Neukölln Schierker Str. 53 12052 Berlin	NBZ	Hauptzielgruppe Familien, Bildungsarbeit, interkulturelle Familienarbeit zur Förderung der Erziehungskompetenz Bildungsveranstaltungen, Training „starke Eltern – starke Kinder“, Projekt „gesunde Erziehung“, offene Eltern – Kind – Gruppe, Gruppe für alleinerziehende Eltern
Gesundheitszentrum Gropiusstadt e. V. Lipschitzallee 80 12353 Berlin Hertzbergstr. 22 12055 Berlin	SHK	Systemische Beratung für Familien, Angebote für Kinder, Mütter und Familien an 5 Wochentagen, Gruppe für Mütter und Kinder mit sozialpädagogische Anleitung, Einzelberatung, Mutter-Vater-Kind-Gruppe, Veranstaltungen/Workshops zu Gesundheits- und Erziehungsfragen
Forum Soziale Dienste e.V. elele Nachbarschaftszentrum Kottbusser Damm 79 a 10967 Berlin	NBZ	Kochen mit Kindern, Elternsprechstunde zu schulischen Problemen und Erziehungsproblemen, Bildungsangebote für Eltern
Pankow		
Nachbarschaftshaus Pfefferberg Fehrbelliner Str. 92 10119 Berlin	NBZ	Bewegung für Kleinkinder und Eltern, Kursangebote für Kinder und Eltern, Angebote des humanistischen Verbands im gleichen Haus
Humanist. Verband Deutschland, Landesverband Berlin e.V. Fehrbelliner Str. 92 10119 Berlin	SHK	Geburtsvorbereitung, Eltern-Kind-Gruppe 3 x wöchentlich, Offener Babytreff 3 x wöchentlich, Ernährungsberatung, PEKiP, Babymassage, 1. Hilfekurs für Eltern, Eltern-Kind-Treffpunkt 2 x wöchentlich, „Traumkinder“, Angebot für Familien mit verstorbenen Kindern
Frei-Zeit-Haus Weißensee Pistoriusstr. 23 13086 Berlin	NBZ	Veranstaltungen zum Thema Erziehung Ernährung in der Schwangerschaft / Stillzeit Geburtsvorbereitung, Babymassage, PEKiP, Offener Eltern-Kind-Treff, Spiel- und Krabbelgruppe, Schreibbabyambulanz
Nachbarschaftshaus Amtshaus Buchholz	NBZ	Familienbildungsveranstaltungen – feste Reihe, Eltern-Kind-Gruppe

Stadtteilzentrum	Art *	Angebote
Bürgerhaus e. V. Berliner Str. 24 13127 Berlin		
Reinickendorf		
Albatros e.V. Bernauer Str. 130a 13507 Berlin Schillingstr.33 13403 Berlin	NBZ	Krabbelgruppe, Elterncafe
Unionhilfswerk Eichhorster Weg 32 13435 Berlin	SHK	Informationsangebot zu lebenspraktischem Alltag und Umgang mit kleinen Kindern
Spandau		
Sozial-kulturelle Netzwerke Casa e.V. Hefnersteig 1 13629 Berlin	NBZ	PEKiP, Krabbelgruppe,
Gemeinwesenverein Heerstraße Nord Obstallee 22d 13493 Berlin	NBZ	Elternfrühstück, Mutter-Kind-Gruppe,
Gemeinwesenverein Haselhorst e.V. Burscheider Weg 21 13599 Berlin	NBZ	Elterntraining „starke Eltern - starke Kinder“, Eltern-Kind-Turnen
Steglitz - Zehlendorf		
Stadtteilzentrum Steglitz Hindenburgdamm 28 12203 Berlin	NBZ	PEKiP, Massage für Kindern und Eltern, Elternberatung, Beratung für Alleinerziehende u. a.
Nachbarschaftsheim Mittelhof Königstr. 42/43 14163 Berlin	SHK NBH	Familientreffpunkt mit sehr umfangreichen Bildungs-, Beratungs- und Kursangebot, Kooperation mit Erziehungsberatungsstelle, u. a. Elternberatung, Informations- und Bildungsveranstaltungen, Informationsplattform, Kursangebot für alle Schichten, Elterngesprächsangebote, offener Elterntreff, Beratung für Eltern bei schulischen Konflikten, Gruppen und Kurse für Eltern und Kinder
Tempelhof - Schöneberg		
Nachbarschafts- und Selbsthilfezentrum in der UFA-Fabrik e.V. Viktoriastr. 13-18 12105 Berlin	NBZ	Geburtsvorbereitung, Säuglingspflege, Mutter-Kind-Gruppe, Mütter von Schreibabys, Babyinfos und Babymassage, Elterntraining, offener Eltern-Kinder-Treff, Elternfortbildung entspannter Familienalltag, PEKiP, Babyschwimmen und Bewegungsangebote u. a.
Stadtteil VHS e.V. Stadtteilladen Halk Kösesi Crellestr. 38 10827 Berlin	NBZ	Veranstaltungsreihe zu Erziehungsfragen, regelmäßige Beratung zu Erziehungsfragen 4 x wöchentlich, Training „starke Eltern - starke Kinder“, Gesprächskreis für Mütter von Heranwachsenden, Müttertreff 2 x wöchentlich, Elterntreff 3 x wöchentlich, Vätergruppe 1 x wöchentlich
Nachbarschaftsheim Schöneberg Fregestr. 53 12161 Berlin	NBZ SHK	Umfangreiche Angebote für Eltern an mehreren Standorten: Kurse für Familien, Familienbildungsangebote, Elternschule, Elternfrühstücke, Elterncafes, Informationsveranstaltungen zu Gesundheits- und Erziehungsfragen, Gesprächskreise für Alleinerziehende, Selbsthilfegruppen für Eltern mit behinderten Kindern u.s.w.
Treptow - Köpenick		
Offensiv 91 Hasselwerder Straße 38-40, 12439 Berlin	NBZ	PEKiP, Krabbelgruppe, Workshopangebot für Eltern
Nachbarschaftshaus Rabenhaus Puchanstr. 9 12555 Berlin	NBZ	Kleinkind-Elterngruppen 3 x wöchentlich, Bildungskurse Mutter und Kind, Babymassage, Geburtsvorbereitung, Beratung bei Erziehungs- und Gesundheitsproblemen sowie bei Familienproblemen

* Erläuterung: NBZ = Nachbarschaftseinrichtung, SHK = Selbsthilfekontaktstelle

Zu der Auflistung der Stadtteilzentren ist anzumerken, dass in ihr auch drei von den o. a. 15 Projekten der Familienbildung enthalten sind (NUSZ, NBH Schöneberg, MUT), die in der Trägerschaft der jeweiligen Stadtteilzentren laufen.

2.2.2 Förderung der Familienbildung auf regionaler Ebene
2.2.2.1 Förderung durch die bezirklichen Jugendämter -
Ergebnisse einer aktuellen Umfrage

Die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport hat im Rahmen des o. a. Berichtsauftrages eine Abfrage aller Bezirke durchgeführt. Gefragt wurde nach Familienbildungsmaßnahmen, die sich an werdende Eltern, Eltern, Alleinerziehende bzw. die gesamte Familie richten, die Stärkung der Erziehungskompetenz im Fokus haben (sei es direkt z. B. durch Training zur positiven Erziehung oder indirekt z. B. durch Förderung von Alltagskompetenzen) und Kurs- bzw. Projektcharakter haben. Die Abfrage bezog sich also bewusst auf Maßnahmen auf der Grundlage von § 16 (2) SGB VIII bzw. §§ 20, 21 AG KJHG mit definierter Zielgruppe, einer klaren Zielstellung sowie klarer Angebotsstruktur. Von Interesse war weiterhin, welche derartigen Angebote der Familienbildung im jeweiligen Bezirk in Eigenregie oder über freie Träger oder vergleichbare Leistungserbringer laufen und welche davon der Bezirk finanziert.

Bereits im Jahr 2001 hatte sich die damalige Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) nach § 78 SGB VIII „Familienbildung“ eine berlinweite Bestandsaufnahme zum Thema vorgenommen. Die Ergebnisse der damaligen Abfrage waren jedoch derartig unterschiedlich und so wenig vergleichbar, dass die LAG sich für ihre weitere Arbeit auf die vom Land geförderten Projekte bezog und sich als Schlussfolgerung zunächst auf definitorische Aspekte und eine Erarbeitung von Leistungskriterien für Familienbildung konzentrierte. Bezirkliche Angebote der Familienbildung waren zum damaligen Zeitpunkt in keinem nennenswerten Umfang vorhanden.

Die Abfrage 2006 hat ebenfalls zu sehr verschiedenen und nicht generell vergleichbaren Antworten der Bezirke geführt. Dennoch ist der Unterschied zur ersten Erhebung evident. Das Thema Familienbildung spielt, anders als noch 2001, bei der Mehrzahl der Bezirke eine Rolle. Diese ist in Umfang und Qualität sehr verschieden ausgeprägt, es gibt aber keinen Bezirk, der überhaupt keine Angebote der Familienbildung aufzuweisen hat. Einige Bezirke (z. B. Lichtenberg, Marzahn-Hellersdorf, Neukölln) verweisen auf gesamtbezirkliche Strategien und Leitlinien, in die Familienbildung einbezogen ist. Andere (z. B. Spandau, Reinickendorf) betonen die enge Kooperation des Jugendamtes mit freien Trägern und stimmen Angebote ab. Bei nur noch wenigen Bezirken ist - bezogen auf das Thema Familienbildung - weder eine bezirkliche Gesamtstrategie noch eine aktive Rolle des Jugendamtes zur Konzeption von Projekten oder zur Abstimmung mit freien Trägern aus den Angaben erkennbar. Die nachfolgende Tabelle vermittelt einen Überblick über die bezirklichen Aktivitäten zur Förderung der Familienbildung.

Bezirke	Angebote in Eigenregie (ohne EFB)	explizite bezirkliche Gesamtstrategie angegeben	Enge Kooperation JA/freie Träger Abstimmung der Angebote	Angebote, die strukturell angelegt sind
Marzahn-Hellersdorf	Ja	Ja	Ja	Ja
Steglitz-Zehlendorf	Ja	Nein	Ja	Ja
Pankow	Nein	Nein	Nein	Nein
Friedrichshain-Kreuzberg	Ja	Nein	Ja	Ja
Spandau	Nein	Nein	Ja	Ja
Mitte	Nein	Nein	Ja	Nein
Tempelhof-Schöneberg	Ja	Nein	Ja	Ja
Treptow-Köpenick	Ja	Nein	Nein	Nein
Charlottenburg-Wilmersdorf	Ja	Nein	Nein	Ja
Reinickendorf	Nein	Nein	Ja	Ja
Lichtenberg	Nein	Ja	Ja	Ja

Das Problem mangelnder Vergleichbarkeit der Angaben soll exemplarisch an den Aussagen der Bezirke zu den (präventiven) Angeboten der Erziehungs- und Familienberatungsstellen (EFB) verdeutlicht werden, erschöpft sich jedoch nicht darin:

Treptow-Köpenick gibt die Finanzierung der Erziehungs- und Familienberatungsstelle eines freien Trägers auf der Basis des entsprechenden Leistungsvertrages (Kapitel/Titel 4042/671160, 140 T €) als bezirkliche Familienbildungsmaßnahme an, Pankow bezeichnet die präventiven Angebote der Erziehungs- und Familienberatungsstelle als für den Bezirk ohne Kosten und Charlottenburg-Wilmersdorf weist ausdrücklich darauf hin, dass bei der Auflistung von Angeboten der Familienbildung die Eltern-Trainingskurse der Erziehungs- und Familienberatungsstellen des öffentlichen und freien Trägers nicht aufgeführt sind.

Für alle Bezirke gilt, dass das bestehende **EFB-Modell** mit je einer EFB in öffentlicher und freier Trägerschaft pro Bezirk am 27.03.2006 mit der Unterzeichnung des Rahmenvertragswerkes weiter gesichert worden ist. Die Erziehungs- und Familienberatungsstellen erbringen unmittelbare Beratungsleistungen für Familien bei Erziehungsproblemen und Familienkonflikten, aber auch präventive Angebote, d. h. Elternabende, Gruppenangebote, Informations- und Öffentlichkeitsarbeit, Fortbildung für pädagogische Fachkräfte.

Insgesamt sind in den Bezirken drei inhaltlich-organisatorische Grundlinien für die Förderung und Gestaltung von Angeboten der Familienbildung festzustellen:

1. Elternkurse, -trainingsprogramme, -coaching als Einzelangebote über EFB und freie Träger,

2. Elternarbeit in einem weiten Sinn, angebunden an Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen, Kindertagesstätten, Schulen und
3. Konzentration vielfältiger und unterschiedlicher Einzelangebote an einem Ort, z. B. Familienzentrum, darunter dann auch Familienbildungsangebote im engeren Sinn.

Noch nicht sehr ausgeprägt, aber unbedingt beachtenswert, sind aufsuchende Angebote, z. B. das Konzept der Stadtteilmütter in Neukölln. Zur Illustration der zuvor genannten Grundlinien sind nachfolgend ausgewählte Beispiele aus den Bezirken angeführt.

Zu 1.:

Elternkurse unterschiedlicher Herkunft (z. B. Starke Eltern – starke Kinder, Triple P, Gordon Elterntraining) werden in allen Bezirken angeboten. Sie richten sich zum einen an alle Eltern mit dem Angebot, im erzieherischen Alltag sicherer zu werden und zum anderen gezielt an die Eltern, die besondere Unterstützung benötigen (z. B. zur Vermeidung von Hilfen zur Erziehung).

Im Bezirk **Mitte** beispielsweise werden im Jahr 2006 erstmals Gelder für die Familienförderung bereitgestellt. Das jugendhilfespezifische Auswahlverfahren war insbesondere auf Projekte ausgerichtet, die gezielt elterliche Kompetenz und die Fähigkeit der Eltern zur Förderung und Erziehung ihrer Kinder unterstützen. Mit sieben freien Trägern wurden dazu Vereinbarungen getroffen (Gesamtumfang 80.000 €).

Zu 2.:

In **Pankow** wurde bei der Übertragung von Kindertagesstätten an freie Träger besonderer Wert auf deren Konzept der Elternarbeit gelegt, laut bezirklicher Aussage mit guten Erfahrungen.

In **Marzahn-Hellersdorf** sind Angebote der Familienbildung (in unterschiedlicher Ausprägung) u. a. an die 18 kommunalen Jugendeinrichtungen angebunden und beinhalten auch Wochenendangebote für die ganze Familie, offene Familiennachmittage, offene Gruppenangebote für Kinder und ihre Eltern sowie Sportangebote für Eltern, Großeltern und Kinder.

In **Neukölln** führt der Fachbereich Psychosoziale Dienste (Erziehungs- und Familienberatung, Psychosoziale Dienste) des Jugendamtes Neukölln in Zusammenarbeit mit der „Initiative für ein noch besseres Neukölln“ Familienbildungsmaßnahmen durch. Diese Initiative führt **ehrenamtlich** tätige Experten aus den Bereichen Jugendhilfe, Bildung, Kultur und Gesundheit zusammen und nutzt deren Kompetenzen in z. Z. drei Projekten

- „Eltern in der Schule“,
- „Eltern in der Kita“ und
- „Väter Im Café“.

Die Projekte organisieren regelmäßig stattfindende Elternabende in Schulen, Kitas und Cafés. Die Veranstaltungen werden in drei Sprachen (Deutsch, Türkisch, Ara-

bisch) durchgeführt und befassen sich mit Fragen der Erziehung und Stärkung der elterlichen Erziehungskompetenz. Dieser thematische Kern ist jeweils eingebettet in andere Themen (schulbezogene Fragen, Ernährungsfragen, Arbeitsmarktpolitik), die für die Eltern von Interesse sind. In jeder Veranstaltung gibt es für jedes der dort behandelten Themen mindestens einen Experten, der muttersprachlich in das Thema einführt und anschließend für Nachfragen und die Diskussion zur Verfügung steht. Innerhalb eines Jahres wurden ca. 1.500 Eltern erreicht und die Nachfrage nach diesen Angeboten steigt.

Zu 3.:

Zu diesem Punkt gibt es in mehreren Bezirken - sicher auch angestoßen durch Regionalisierungen im Zuge der Sozialraumorientierung - große Bemühungen und interessante Ansätze.

Tempelhof-Schöneberg konzentriert für das Jahr 2006 im Ortsteil Lichtenrade eine Anschubfinanzierung auf das Nachbarschafts- und Familienzentrum Finchleystr. (Aufgabenstellung Allgemeine Förderung der Erziehung in der Familie - Vernetzung, Kooperation im Stadtteil) und gruppiert dazu noch gezielte Förderung für Familien- und Elternplanung für junge Paare, Elternbildung und Elternfrühstück.

Marzahn-Hellersdorf finanziert zwei Projekte freier Träger als Familientreff auf Grundlage von § 16 SGB VIII aus Zuwendungen: Jugendwerk Aufbau Ost e.V. in Marzahn-Nord und Pad e.V. in Marzahn-Süd/Biesdorf.

Reinickendorf hat als Kooperationsprojekt der Abteilung Jugend und Familie, des freien Trägers Trapez e.V. und des Eigenbetriebes der Kindertagesstätten Nordwest (Kita Neheimerstr.) ein modellhaftes niedrigschwelliges Angebot für Eltern mit kleinen Kindern zur Erhöhung der Erziehungskompetenz konzipiert – das Familienzentrum DIBs (Die individuelle Begegnungsstätte). Eltern sind dabei nicht nur Akteure im Elterncafe, sondern auch im Projektleitungsteam vertreten. Die Umsetzung des Projektes Familienzentrum in weiteren Kitas ist konzeptionell vorgesehen.

Lichtenberg fördert über Zuwendungen den Familientreff Kind und Kegel (Träger Potpourri, Karlshorster Kiezladen e.V.) und das Familienzentrum Grashalm (Träger Verein für ambulante Versorgung e.V.) mit ihren Familienbildungsangeboten.

2.2.2.2 Finanzierung der regionalen Versorgungsstruktur

Die Finanzierung von Angeboten der Familienbildung in den Bezirken richtet sich danach, welcher Konstruktion das Angebot folgt – angebunden an eine Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtung, als Präventionsangebot einer kommunalen EFB oder der eines freien Trägers, Zuwendung auf der Basis des § 16 SGB VIII für ein Familienzentrum, Leistungsvertrag für das Angebot von Elternkursen. Die am häufigsten genannten Kapitel/Titel sind

- 4010 / 67 161 Förderung der Erziehung in der Familie nach dem KJHG (Basis § 11),
- 4030 / 42 501 planmäßige Personalkosten EFB,
- 4042 / 67 160 Leistungsvertrag EFB freier Träger,
- 4040 / 67 161 Förderung der Erziehung in der Familie nach dem KJHG (Basis

§ 13).

Die Finanzierung speist sich insgesamt aus einer großen Anzahl von Einzeltiteln, z. B. auch Bewirtschaftungsausgaben, Mieten. Sie stellt oft nur eine partielle Finanzierung dar oder aber eine Zusammenfügung von Finanzen unterschiedlicher Herkunft. Zur Finanzierung nutzen die Bezirke auch die mietfreie Überlassung von Räumlichkeiten.

Nicht aus dem Bezirkshaushalt finanzierte Angebote finanzieren sich aus Drittmitteln oder Eigenmitteln von Trägern. Angegeben werden Mittel aus dem Quartiersmanagement, aus dem Vertrag Stadtteilzentren, EU-Förderprogramm Lokales Kapital für soziale Zwecke und Stiftungsmittel.

Ein Teil der Projekte ist von vornherein zeitlich befristet, ein zunehmender Teil aber strukturell und auf Nachhaltigkeit angelegt. Insofern sind die aktuellen Angebotsangaben auch nicht generell auf zukünftige Jahre zu übertragen. Darauf weisen mehrere Bezirke hin, beklagen die aus ihrer Sicht berlinweit zu geringe Ausstattung von Kapitel/Titel 4040 / 67 161 und fordern, Einsparungen aus sinkenden Ausgaben im Bereich Hilfe zur Erziehung für präventive Fördermaßnahmen der Familienbildung zu verwenden.

2.2.2.3 **Bezirkliche Strategien und Leitlinien**

Im Zuge der Sozialraumorientierung zum einen und der örtlich z. B. in sog. sozialen Brennpunkten auftretenden Probleme zum anderen sind einige Bezirke dazu übergegangen, neben Angeboten, die einer aktuellen Bedarfslage folgen und entsprechend variabel sind, vermehrt Schwerpunkte von Förderung in einem bezirklichen Gesamtkonzept zu verankern. Dieser Bericht kann nur auf einige Ansätze dazu hinweisen, soweit sie in der bezirklichen Abfrage beschrieben wurden, erhebt also auch an dieser Stelle nicht den Anspruch auf Vollständigkeit.

Der **Bezirk Lichtenberg** hat eine Konzeption zur Gemeinwesenentwicklung als Gesamtrahmen vorgestellt und darauf basierend „Leitlinien für familienunterstützende Hilfen in Lichtenberg“, die auf die Stärkung junger Menschen, die Stärkung von Familien und die Stärkung sozialer Nachbarschaft ausgerichtet sind. In Zusammenarbeit von Jugendamt und mehreren freien Trägern wurden diese Leitlinien in einer Veranstaltungsreihe öffentlich vorgestellt und diskutiert. Die Ergebnisse der Diskussion sollen wiederum in die Leitlinien einfließen.

Das Leitbild des Bezirks Lichtenberg als familien- und kinderfreundlicher Bezirk, so heißt es einleitend, erfordere ein gemeinsames Konzept für alle, die in der bezirklichen Jugendhilfe tätig sind. Unter dem Punkt „Familienbildung, Familienförderung“ wird ausgeführt:

„Das Kinder- und Jugendhilfegesetz verpflichtet die Jugendhilfe zur allgemeinen Förderung der Erziehung in der Familie (Familienbildung), um Erziehungskraft und Selbsthilfepotenzial der Familien zu stärken. Die Leistungen der Familienbildung sind auch als Chance der Jugendhilfe zu sehen, mit ihren Angeboten viele Familien unabhängig von Problem- und Krisensituationen zu erreichen, ihren Zugang zu Familien zu verbessern und ihr gesellschaftliches Ansehen zu ändern.“

Familienbildung ist mehr als Wissensvermittlung, Bildungsanteile im engeren Sinn sind eingebettet in Selbsthilfe, Gemeinschaft, Kontakt, Geselligkeit und Aktion. Sie beinhaltet fachlich begründetes, zielorientiertes Handeln - natürlich mit den Familien. Zu diesem Aufgabenfeld sind in der Zukunft auch Ressourcen des Sozialraumes, zielgruppen- und bereichsübergreifende Ansätze, Möglichkeiten der Kooperation und Vernetzung sowie Besonderheiten der Migration in Verbindung mit Familienbildung hinzuzuziehen. Familienbildungsangebote sollen dazu stärker mit Familienfreizeit- und Familienerholungsangeboten verknüpft werden. Familienbildung soll zudem häufiger im Vorfeld und zur Vorbeugung von möglichen Hilfen zur Erziehung oder mit solchen Hilfen kombiniert stattfinden. Im Jahre 2006 werden 181.468 € für Familienbildung und Familienförderung Freier Träger bereitgestellt - diese Mittel sollen auch künftig nicht unterschritten werden.“

Der **Bezirk Neukölln** betont, dass die Vernetzung der lokalen Akteure wie Jugendhilfe, Schule, Gesundheit, freie Träger, Vereine und Quartiersmanagement eine wichtige Bedingung erfolgreicher Familienunterstützung inklusive Familienbildung als Querschnittsaufgabe ist. Er weist zum einen auf die stärkere Beachtung der Elternarbeit in den Kitas hin und führt zum anderen Migrantenfamilien als bedeutsame Zielgruppe in Neukölln an. Einige der dazu beschriebenen Projekte sind insofern interessant, als sie das „traditionelle“ Setting von Familienbildungsarbeit aufgeben:

Eltern-Kind-Arbeit am Bat-Yam Platz- Lipschitz Kids

Träger des Projekts ist Thessa e.V. Aus dem Kapitel/Titel/Unterkonto 4010/67139/142 werden 62.224 € finanziert. Ziel des Projektes ist die Integration und soziale Anbindung von randständigen deutschen und ausländischen Familien, die Überwindung von überfordernden Beziehungs- und Erziehungssituationen, die Förderung der erzieherischen Kompetenz der Eltern, die Unterstützung bei der Wahrnehmung von Elternverantwortung, die Vorbereitung der Kinder auf schulische Anforderungen, seelische, körperliche und intellektuelle Förderung und Sicherung der Betreuung der Kinder sowie der Schutz vor Verwahrlosung. Im Rahmen des dezentralen, aufsuchenden Ansatzes und der präventiv angelegten Arbeit werden offene Spielgruppen mit Gesprächsangeboten für Eltern, angeleitete Erfahrungsaustausche zur Kindererziehung (Elterntraining) und themenspezifische Angebote wie Gesundheit, Ernährung und Bewegung vorgehalten. Einzel- oder Gruppenarbeit mit schwierigen Kindern und Eltern dienen der Stärkung des Selbstwertgefühls und der Selbstreflexion sowie der Hilfestellung bei der Aneignung erforderlicher Kompetenzen, insbesondere der Erziehungskompetenz und der Alltagsbewältigung. Das Projekt befindet sich in der Region Süd-Ost.

Flexible Arbeit am Rotraut- Richter Platz- Die Groopies

Kooperationsprojekt mit GHOST e.V., Evin e. V., Thessa e. V. und Trialog e. V.. Aus dem Kapitel/Titel 4010/67110 werden 26.191 € finanziert. Basierend auf den Erfahrungen des o. g. Projektes "Lipschitzkids" konzentriert sich das Projekt auf den Nachbarkiez um den U-Bahnhof Wutzkyallee.

Entsprechend dem für den Standort analysierten spezifischen Bedarf in der Region Süd-Ost definiert das Projekt als Ziele die Integration und soziale Anbindung von randständigen deutschen und ausländischen Familien und Alleinerziehenden, die Überwindung von überfordernden Beziehungs- und Erziehungssituationen, die Förderung der erzieherischen Kompetenz der Eltern, Unterstützung bei der Wahrnehmung von Elternverantwortung, die Vorbereitung der Kinder auf schulische Anforderungen, seelische, körperliche, intellektuelle Förderung und Sicherung der Betreu-

ung der Kinder und der Schutz vor Verwahrlosung. Weiteres Ziele sind die Schaffung einer sozialen Anbindung, die Unterstützung bei der Stärkung der Eigenverantwortung und Erziehungskompetenz sowie ggf. die Vermittlung in Angebote der Regelsysteme. Somit bewegt sich das Projekt trotz seines niedrigschweligen Ansatzes in der Schnittstelle von erzieherischen Hilfen, Elternberatung und -bildung und präventiven Angeboten für Kinder des Gebiets. Der Träger setzt im Projektzusammenhang Fachkräfte i. S. des Berliner Rahmenvertrag für Hilfen in Einrichtungen und durch Dienste der Kinder- und Jugendhilfe (BRVJ) ein. Geeignete Ehrenamtliche werden in die Arbeit einbezogen.

Ob, und unter welchen Bedingungen, familienunterstützende Angebote erfolgreich sind, ist gegenwärtig Gegenstand eines Praxisforschungsprojekts. In Zusammenarbeit mit der Katholischen Hochschule für Sozialwesen wird ein Praxishandbuch erarbeitet, das die „gelingenden Faktoren“ präventiver Familienunterstützung bei sog. bildungsfernen Familien mit Migrationshintergrund darlegt.

Der Bezirk **Marzahn-Hellersdorf** weist zunächst auf stadtteil- und ämterübergreifende Maßnahmen und Projekte hin und listet dann die einzelnen Angebote der Regionen auf. Zu den stadtteil- und ämterübergreifenden Maßnahmen gehören z. B. das „Bündnis für Kinder“ (bezirkliches Bündnis von Politik, kommunalen und freien Trägern und Eltern zur Verbesserung der Lebenslage von Kindern und Familien, Organisation von Projekten, Initiativen und Maßnahmen) und das Projekt IPSE (Interinstitutionelles Projekt zur Stärkung der Erziehungskompetenz) - ein bezirkliches ämter- und trägerübergreifendes Netzwerk vorrangig zur Entwicklung von Publikationen wie Flyer und Broschüren zu Erziehungsfragen.

2.2.2.4 Die Rolle der Evangelischen Familienbildung in der regionalen Versorgungsstruktur

In Berlin gibt es acht Evangelische Familienbildungsstätten mit einem eigenständigen Kursangebot und weiteren Aktivitäten. Träger ist seit 2006 das Amt für kirchliche Dienste in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz, in dem das ehemals eigenständige Bildungswerk der Evangelischen Kirche neben anderem aufgegangen ist.

Die Familienbildungsstätten sind Kirchenkreisen zugeordnet, die nicht immer mit den Stadtbezirken übereinstimmen. Die Kurse finden entweder in diesen Stätten oder umliegenden Kirchengemeinden und anderen Räumen statt. Insgesamt gibt es ca. 70 Kursstellen, die die rund 1000 Kurse und andere Veranstaltungen pro Jahr durchführen. Daneben gibt es eine Reihe von offenen Angeboten (Frauencafés, Treffpunkte, Interkulturelle Projekte). Diese Arbeit wird z. T. aus Landesmitteln gefördert (s. Abschnitt 2.2.1.1).

Die evangelische Familienbildung vertritt ein weites Verständnis von Familien (Verantwortung für das eigene Leben und das Zusammenleben mit anderen, insbesondere mit Kindern, zu übernehmen, unabhängig von der Lebensform), legt einen Schwerpunkt auf Angebote, an denen Kinder und Erwachsene gemeinsam teilnehmen können und will mit ihren Angeboten einen Beitrag zur Überwindung von religiösen und kulturellen Vorurteilen leisten.

2.2.3 Die Rolle von Arbeitsgruppen und Arbeitsgemeinschaften zur Familienbildung

2.2.3.1 Arbeitsgremien auf Landesebene

Der Landesjugendhilfeausschuss hatte von 2000 bis 2004 eine Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) nach § 78 SGB VIII „Familienbildung“ eingesetzt. In ihr vertreten waren (Gründungsstand 2000) das Landesjugendamt Berlin, Träger der freien Jugendhilfe, bezirkliche Jugendämter sowie die Senatsverwaltungen für Schule, Jugend und Sport sowie Arbeit, Soziales und Frauen. Nach zweijähriger Arbeit hat die LAG in einem Zwischenbericht das Selbstverständnis von Familienbildung, Arbeitsweisen und Zielgruppen dargelegt und damit Leistungs- und Qualitätsmerkmale beschrieben. In der zweiten Sitzungsperiode hat sich die LAG mit Fragen der sozialräumlichen Arbeit befasst, ressourcenorientierte Familienbildung bildet somit den Schwerpunkt des Abschlussberichtes.

Der Zwischenbericht nennt folgende Schwerpunkte der Familienbildung:

- Bildungsangebote zu allgemeinen Fragen der Erziehung wie z. B.
 - zur Wertevermittlung und interkulturellen Erziehung (vorurteilsbewusste Erziehung, Wahrnehmung von Andersartigkeit, ohne sie auf- oder abzuwerten),
 - zur Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Freizeit,
- Bildungs- und Beratungsangebote zu speziellen Themen, wie z. B.
 - zur Förderung der Beziehungskompetenz für Paare und für Eltern (Konfliktfähigkeit und emotionale Belastungskompetenz),
 - zur gesundheitsbewussten Erziehung und Lebensgestaltung und
 - Umgang mit besonderen Belastungen (z. B. Krankheit, Tod).

Ausgehend davon wurden folgende Leistungs- und Qualitätsmerkmale beschrieben:

Familienbildung vermittelt Wissen und Informationen zur Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern. Sie unterstützt Eltern bei der Wahrnehmung ihrer Erziehungsverantwortung durch Bildung und Beratung zu Fragen der kindlichen Entwicklung und eines partnerschaftlichen Umgangs in der Familie. Familienbildung ist gleichzeitig mehr als Wissensvermittlung: Bildungsanteile im engeren Sinne sind eingebettet in Selbsthilfe, Gemeinschaft, Kontakt, Geselligkeit und Aktion.

Dieses ganzheitliche Bildungsverständnis spiegelt sich u. a. in der Vielfalt der Angebote, wie z. B. in

- thematischen Angeboten in Kursen, Workshops,
- Vorträgen, Informationsveranstaltungen, schriftlichen Informationen,
- Gruppenangeboten (begleitet und selbst organisiert),
- Medienangeboten und
- Freizeitangeboten mit integriertem Bildungsanteil.

Adressatinnen und Adressaten von Familienbildung sind alle Familien, unabhängig von ihrer Herkunft, ihrem sozialen, Bildungs- oder ethnischen Hintergrund.

Familienbildung unterstützt Mütter und Väter und alle am Erziehungsprozess Beteiligten - auch in ihrer Rolle als Frauen und Männer - und bezieht das Umfeld von Familie ein: Das Bildungsverständnis von Familienbildung ist generationsübergreifend, interkulturell und gemeinwesenorientiert.

Familienbildung kooperiert mit ehrenamtlichen und professionellen Fachkräften in Kita, Schule, EFB und anderen Einrichtungen der Jugendhilfe. Sie unterstützt die Elternarbeit in Kitas und Schulen, qualifiziert die dort arbeitenden Mitarbeiter und fördert die interkulturelle Öffnung von Einrichtungen und Institutionen.

Ziel von Familienbildung ist es, Familien bei der Erziehung von Kindern zu unterstützen, ihr Selbstbewusstsein zu stärken und ihnen Möglichkeiten zu eröffnen, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von Erziehung mitzugestalten. Diesem Ziel dienen Wissens- und Wertevermittlung und die Förderung von Austausch und Vernetzung.

Familienbildung hat präventive Wirkung: Sie erhöht die Kompetenzen von Familien, Anforderungen und Belastungen – insbesondere in Krisensituationen – zu bewältigen.

Präventiv wirksame Aufgaben von Familienbildung sind:

- die soziokulturelle Einbindung und Vernetzung von Familien im Sozialraum, um Kontakt, Erfahrungsaustausch und wechselseitige Unterstützung zu fördern,
- die Erweiterung der Erziehungskompetenz (z. B. gewaltfreie Erziehung),
- Bewusstseinsbildung über Faktoren der Entwicklung von physischer und psychischer Gesundheit (Ernährung, Partnerschaft),
- die Förderung von Respekt und Akzeptanz für unterschiedliche Lebensweisen und Familientraditionen,
- Bewusstseinsbildung über migrationsspezifische Erfahrungen und die Vermittlung interkultureller Kompetenz und
- die Begleitung und Unterstützung von Familien in neuen Lebens- und Erziehungssituationen (Geburt, Pubertät usw.).

Ausgehend von einer Diskussion über die Auswirkungen gesellschaftlicher Umbrüche auf Familien stellte sich die LAG die Frage nach entsprechender zeitgemäßer Familienbildungsarbeit und schlussfolgerte, dass sich die Probleme, mit denen sich junge Eltern heute konfrontiert sehen, durch vermehrte und methodisch verfeinerte Bildungsangebote und Beratung allein nicht lösen lassen: Eltern von heute brauchen Netzwerke, in denen die ungleiche Bewertung von professioneller Expertensicht und aus eigenen Erfahrungen resultierender Kompetenz aufgehoben ist. Sie benötigen Service- und Informationsleistungen, die ihnen den Alltag erleichtern, und den jederzeit zugänglichen Austausch sowohl mit anderen Eltern als auch mit kompetenten Fachleuten.

Eine zeitgemäße Familienbildungsarbeit zeichnet sich deshalb dadurch aus, dass sie Eltern nicht als Konsumenten oder bloße Empfänger von Dienstleistungen begreift, sondern ihnen Wissen und umfassende Informationen zur aktiven eigenen Entscheidungsfindung und zur Partizipation an der Gestaltung eines familien- und kindgerechten Umfelds zur Verfügung stellt. Dabei muss sich Professionalität in der Fähigkeit beweisen, (Frei-) Räume und/oder Anlässe zum Erfahrungsaustausch

zwischen Eltern herzustellen und die entstehenden Prozesse zu moderieren (nicht: alles besser zu wissen). Eltern zu unterstützen bedeutet dann mehr als ihre Ressourcen zu fördern: es bedeutet, Eltern selbst als Ressource wahrzunehmen.

Das Konzept der Sozialraumorientierung bietet dafür nach Ansicht der LAG die notwendigen Voraussetzungen und wurde in seinen zentralen Prinzipien

- konsequentes Ansetzen am Willen und den Interessen der im Sozialraum lebenden Menschen,
- Aktivierung und Beteiligung,
- Konzentration auf die Ressourcen der im Sozialraum lebenden Menschen und der im Sozialraum vorhandenen Infrastruktur,
- zielgruppen- und bereichsübergreifendes Arbeiten und
- Kooperation und Abstimmung der professionellen Ressourcen

in einen Bezug zur Familienbildungsarbeit gesetzt. Außerdem wurden die o. a. Prinzipien der Sozialraumorientierung in ähnlicher Weise auch in ein Verhältnis zur interkulturellen Elternarbeit gesetzt.

Der Abschlussbericht spiegelt einen interessanten Diskussionsprozess wider, ohne abschließende Antworten geben zu können. Als weiter zu verfolgende Fragen und Aufgabenstellungen werden u.a. genannt:

- Familienbildung vernetzt sich immer weiter mit anderen Trägern, Bereichen (Kita/Grundschule; EFB; ambulanten erzieherischen Hilfen; Erwachsenenbildung; Eltern- und Familienzentren) und in Sozialraumstrukturen. Wie müssen die Inhalte und Methoden von Familienbildung erweitert werden, um Familien im Sozialraum zu aktivieren? Parallel ist für die Familienbildung in Berlin die Planung und Koordination überregionaler Angebote von gleich bleibender Bedeutung.
- Was kann/muss die Familienbildung tun, um mehr Migrantenfamilien in ihre Angebotsplanung einzubeziehen?
- Wie sollen Inhalte und Diskussionsprozesse von Gender Mainstreaming in die Angebote und Methoden der Familienbildung einfließen?
- Neue Entwicklungen, Ansätze, Prozesse und Methoden der Familienbildungsarbeit müssen auf ihre bereichsübergreifende Anwendbarkeit hin geprüft und diskutiert werden (z. B. Multiplikatorenqualifizierung und betriebliche Familienbildung). Kapazitätserweiternde Möglichkeiten durch Drittmittel-Finanzierung und Sponsoren sollen dabei recherchiert werden.

2.2.3.2 Arbeitsgremien auf regionaler Ebene

In einigen Bezirken hat sich eine Arbeitsgruppe oder Arbeitsgemeinschaft nach § 78 SGB VIII gebildet:

Seit 2005 findet in **Reinickendorf**-West kontinuierlich ein institutionsübergreifender Fachaustausch zum Schwerpunkt Familienbildung und -förderung statt. Professionelle von Freien Trägern, der Abteilung Jugend und Familie, des Jugendgesund-

heitsdienstes und aus dem Eigenbetrieb Kita, die in ihrer Arbeit konzeptionell einen sozialräumlichen Arbeitsansatz verfolgen, haben sich mit Fragestellungen zu unterschiedlichen Lebenssituationen von Familien in Reinickendorf-West beschäftigt. Neue Konzepte und Methoden zur Stärkung der Erziehungsfähigkeit von Eltern wurden modellhaft entwickelt (siehe DIBs) und umgesetzt.

Außerdem fand im Mai 2006 ein Fachtag „Familie heute - zwischen Super-Nanny und Lindenstraße“ statt, der einem erweiterten Teilnehmerkreis einen neuen Zugang zum Thema eröffnen sollte. Referate, thematische Arbeitsgruppen und eine Ideenbörse stellten neue methodische Ansätze zur Stärkung der Erziehungskompetenz vor und dienten dem inhaltlichen Fachaustausch.

In **Steglitz-Zehlendorf** gibt es bereits seit längerem eine Arbeitsgemeinschaft zum Thema Familienbildungsmaßnahmen, die durch das Fachreferat Psychosoziale Dienste organisiert wird. In Kooperation mit den freien Trägern und dem Gesundheitsamt werden zum einen notwendige Angebote konzeptionell entwickelt und zum anderen bestehende Angebote überprüft. Die Angebote werden halbjährlich in einem Flyer präsentiert, der allen Familien über Kitas, Schulen und andere öffentliche Einrichtungen sowie über Internet bekannt gegeben wird.

Außerdem fand 2006 zum zweiten Mal die „Baustelle Familie“, Fachtag und Ideenbörse für Eltern und andere Interessierte, statt. Das diesjährige Thema lautete „Wozu erziehen? - neue Blicke auf Erziehung“. Verantwortlich zeichnen Kinder- und Jugendgesundheitsdienst und Erziehungs- und Familienberatungsstelle des Bezirksamtes Steglitz-Zehlendorf, Familienbildungsarbeit der Evangelischen Kirche Steglitz-Zehlendorf, Familientreff im Nachbarschaftsheim Mittelhof e.V. sowie Familienbildung im Nachbarschaftsheim Schöneberg e.V..

Im Bezirk **Lichtenberg** ist in Kooperation von Jugendamt, freien Trägern sowie der Katholischen Hochschule für Sozialwesen 2005 ein Fachtag zum Thema Familienbildung veranstaltet worden, als dessen Ergebnis sich eine bezirkliche Arbeitsgemeinschaft nach § 78 SGB VIII zum Thema gründete.

Im Bezirk **Friedrichshain-Kreuzberg** wurde 2004 eine Arbeitsgemeinschaft nach § 78 SGB VIII „Familien-Bildung/-Beratung/-Begegnung“ gegründet, die u. a. Mitwirkung an der Fachplanung der Jugendhilfe des Bezirkes, Beteiligung bei der Bedarfserhebung und Entwicklung der Angebotsstruktur, Vernetzung von Angeboten sowie Erarbeitung und Sicherung von gemeinsamen Qualitätsstandards als Zielstellungen nennt.

2.2.4 Schlussfolgerungen aus der Bestandserhebung

Die Situation der Familienbildung in Berlin hat sich, so kann aus der Bestandsaufnahme gefolgert werden, im Vergleich zu der ersten Bestandserhebung 2001 deutlich verändert. Das betrifft vor allem die Angebotsstruktur und die Handhabung des Themas in den Bezirken. In den meisten Bezirken ist Familienbildung inzwischen in mehrfacher Hinsicht erkennbar - für Familien selbst, für die Fachöffentlichkeit und als Bestandteil der Jugendhilfeplanung. Die Angebote in der Eltern- und Familienbildung in Berlin sind vielfältig, und in dieser Vielfalt liegt ihr Reichtum. Sowohl Veranstaltungen als auch Träger sind nach Größe, Finanzvolumen/-kraft und weltanschaulicher Orientierung sehr verschieden.

Die drei erkennbaren inhaltlich-organisatorischen Grundlinien für bezirkliche Familienbildung

- Elternkurse, -trainingsprogramme, -coaching als Einzelangebote über EFB und freie Träger,
- Elternarbeit in einem weiten Sinn, angebunden an Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen, Kindertagesstätten, Schulen und
- Konzentration vielfältiger und unterschiedlicher Einzelangebote an einem Ort, z. B. Familienzentrum, darunter dann auch Familienbildungsangebote im engeren Sinn

haben ihre je eigene Berechtigung. Es ist von großer Wichtigkeit, dass sie sich in örtliche Strukturen einpassen und Bedarfslagen, die regional unterschiedlich sein können, aufgreifen.

Nach wie vor ist die Mehrzahl der Angebote für junge Eltern mit kleinen Kindern konzipiert. Das ist durchaus sinnvoll unter der Maßgabe, dass Familienbildung früh einsetzen muss (vgl. JMK-Beschluss), und nach der Erfahrung, dass gerade werdende Eltern und Eltern mit kleinen Kindern für Angebote von Familienbildung besonders aufgeschlossen sind. Diese Aufgeschlossenheit zu nutzen und zu bekräftigen sowie Eltern auch im Bereich der Kindertagesbetreuung (vor allem der Kita) stärker zu vermitteln, wie wichtig ihr Interesse an der Entwicklung des Kindes ist und wie unverzichtbar Eltern in der Arbeit von Kitas sind, schlägt sich erst nach und nach in entsprechenden Konzeptionen und Kooperationen nieder.

Frühzeitiges Einsetzen von Familienbildung kann aber auch heißen, Arbeitsformen zu ändern und da, wo es angebracht erscheint, Familien aufzusuchen. Das Konzept der Stadtteilmütter ist ein Beispiel dafür.

Die Überlegungen der LAG Familienbildung zur Beziehung von Familienbildung und Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe einerseits und die Beispiele aus der Bestandserhebung der Bezirke andererseits weisen, obwohl unabhängig voneinander erarbeitet, in die gleiche Richtung.

Die Auswertung der Umfrage zu Familienbildungsangeboten hat aber auch gezeigt, dass bei einer weiten Definition des Begriffs Familienbildung die Gefahr der Beliebigkeit nicht auszuschließen ist. Ihr kann am ehesten mit abgestimmten Qualitätsstandards begegnet werden.

Mit einigen Aspekten des Themas Familie und Erziehung setzen sich drei Wissenschaftler mit ihren Beiträgen im Anhang dieses Berichtes auseinander. Die wissenschaftlichen Exkurse sollen die fachliche und politische Diskussion in der Eltern- und Familienbildung ergänzen und anregen. Diese Texte werden allein von den Autoren verantwortet.

Die Beiträge behandeln folgende Themen: Erziehung in der islamischen Familie, Erziehung in Spätaussiedlerfamilien und Erziehung in Unterschichtfamilien.

2.3 Leitlinien für die konzeptionelle Weiterentwicklung der Familienbildung in Berlin

1. Zeitgemäße Familienbildung muss Orientierung und Hilfe, Förderung und Befähigung enthalten. Sie verlangt Integration von Formen der Beratung und Alltagsbegleitung.
2. Familienbildung muss sich dadurch auszeichnen, dass sie Eltern nicht als Konsumenten oder bloße Empfänger von Dienstleistungen begreift, sondern Eltern aktiv beteiligt, ihr Wissen einbezieht und sie bei Entscheidungsfindungen unterstützt.
3. Das Bildungsverständnis von Familienbildung ist generationsübergreifend, interkulturell und gemeinwesenorientiert.
4. Für sozial benachteiligte Stadtquartiere sind auf die besonderen Bedarfe dieser Räume zugeschnittene Angebote zu ermöglichen.
5. Die Familienbildung legt großen Wert darauf, auch Familien mit Migrationshintergrund in ihrer Arbeit einzubinden. Dabei muss sie verstärkt auf Migranten und Migrantinnen und deren Organisationen zugehen statt zu erwarten, dass die Familien von sich aus auf ihre Angebote reagieren.
6. Zu fördern ist die sozialräumliche Ausrichtung der Eltern- und Familienbildung. Dazu gehören auch Strukturen, die auf Landesebene die kooperative Steuerung und Koordination und auf regionaler Ebene die Angebotserbringung sicherstellen.
7. Mit den Trägern der freien Jugendhilfe sollen fachliche und strukturelle Standards zur Genderkompetenz im Rahmen der Familienbildung entwickelt werden.

Teil II

Familienpolitik in Berlin

1 Der Familienbericht des Bundes und Schlussfolgerungen für die Familienpolitik in Berlin

Der Siebte Familienbericht des Bundes „Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit“ untersucht die Situation von Familien im Lebensverlauf. Behandelt werden der Wandel und die Stabilität von Familien sowie Veränderungen im Bereich Arbeit, Bildung und Wirtschaft. Daneben gehören die Geld- und Zeitökonomie von Familien, die Generationenbeziehungen zwischen Kindern, Eltern und Großeltern sowie die Veränderungen der Geschlechterrollen zu den Themenschwerpunkten des Familienberichts. Damit beschreibt der aktuelle Familienbericht des Bundes eine Reihe von Einflussfaktoren auf die Lebenssituation von Familien, die auch für die Familienpolitik in Berlin bedeutsam sind.

1.1 Leben unter Großstadtbedingungen

Der Familienbericht hebt eine zunehmende Segregation der Bewohner nach Herkunft, Einkommen und Alter als eine Folge der negativen demographischen Entwicklung heraus, die insbesondere den großen Städten droht. Diese Entwicklung wird vor allem durch die niedrige Geburtenrate bei den deutschen Frauen und durch die Abwanderung junger besser verdienender Familien ins Umland befördert. Für die Städte bedeutet dies, dass sich die Zusammensetzung der Einwohner zunehmend auf der einen Seite in Richtung Singles und auf der anderen Seite in Richtung gering verdienende Familien (Familien mit Migrationshintergrund, Alleinerziehende, Arbeitslose, alte Menschen) verändert. Der Familienbericht des Bundes weist mehrfach daraufhin, dass diese Entwicklung sich auch für Berlin abzeichnet.

Nach der Wende setzte in Berlin eine massive Abwanderungswelle ins Umland ein, die sich in anderen Ballungsgebieten in einem jahrzehntelangen Prozess vollzogen hat. Auch durch den Umzug der Bundesregierung und die damit verbundene Zuwanderung konnte die Abwanderungswelle nicht wesentlich abgemildert werden. Die Tatsache, dass seitdem die Bevölkerung der Stadt nur um circa 60.000 Einwohner zurückgegangen ist, ist auf die (noch) relativ hohe Geburtenrate der Bezirke mit hohem Ausländeranteil und auf die Zuwanderungen aus dem Ausland zurückzuführen. Die Abwanderung ins Umland geht zwar seit 2000 langsam zurück, doch betragen die Wanderungsverluste ins Umland immerhin noch mehr als 10.000 Einwohner pro Jahr (Tabelle: Wanderungen über die Landesgrenze von Berlin 2000 bis 2004 nach Herkunfts- und Zielgebieten).

**Wanderungen über die Landesgrenze von Berlin
2000 bis 2004 nach Herkunfts- und Zielgebieten
- Personen insgesamt -**

Berichtsjahr / Wanderungs- art	Ins- gesamt	Herkunfts- bzw. Zielgebiet						
		Aus- land	Bundesländer					
			ins- ge- samt	alte Bundes- länder	neue Bundesländer			
					ins- gesamt	ohne Umland	nur Umland	Land Branden- burg
2000								
Zuzüge	123 154	46 545	76 609	43 301	33 308	18 937	14 371	21 566
Fortzüge	124 012	41 583	82 429	36 117	46 312	13 084	33 228	38 712
Saldo	- 858	4 962	- 5 820	7 184	- 13 004	5 853	- 18 857	- 17 146
2001								
Zuzüge	125 324	45 782	79 542	44 334	35 208	20 395	14 813	22 355
Fortzüge	114 857	34 614	80 243	38 223	42 020	12 794	29 226	34 533
Saldo	10 467	11 168	- 701	6 111	- 6 812	7 601	- 14 413	- 12 178
2002								
Zuzüge	123 066	43 370	79 696	43 536	36 160	20 501	15 659	23 595
Fortzüge	114 381	33 635	80 746	39 465	41 281	13 289	27 992	33 302
Saldo	8 685	9 735	- 1 050	4 071	- 5 121	7 212	- 12 333	- 9 707
2003								
Zuzüge	116 141	41 109	75 032	40 482	34 550	19 194	15 336	22 648
Fortzüge	115 664	33 589	82 075	39 829	42 246	14 352	27 839	33 456
Saldo	477	7 520	- 7 043	653	- 7 696	4 842	- 12 503	- 10 808
2004								
Zuzüge	115 267	42 063	73 204	38 672	34 532	19 219	15 313	22 833
Fortzüge	113 581	31 244	82 337	39 526	42 811	14 634	28 177	33 955
Saldo	1 686	10 819	- 9 133	- 854	- 8 279	4 585	- 12 864	- 11 122

© Statistisches Landesamt Berlin 2005

Wie eine Studie des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB) bereits 1999 feststellte, sind es vor allem junge Paare mit kleinen Kindern und eher höheren oder mittleren Einkommen, die den Großteil der Abwanderer bilden. Diese unterscheiden sich von den „Stadtflüchtern“ der 50er und 60er Jahre, die in erster Linie die Mietwohnung durch ein Eigenheim ersetzen wollten, dadurch, dass sie meist Mieter geblieben sind. Viel wichtiger als das eigene Haus sind für die Abwanderer heute in dieser Lebensphase - so die WZB-Studie - die Lebens- und Wohnform, also das traditionelle Familienleben in guter Nachbarschaft mit anderen Familien und kleinen Kindern unter günstigen Wohnbedingungen.

Wenn also die Motive für die Stadtflucht der jungen Familien aus Berlin maßgeblich mit dem Wohnungsangebot und dem Wohnumfeld zusammenhängen, stellt sich

notwendigerweise die Frage, ob die Stadt genug unternimmt, um junge Familien in Berlin zu halten bzw. sie zurückzugewinnen. Schließlich ist die Abwanderung für Berlin und seine Bevölkerung mit gravierenden finanziellen Nachteilen verbunden. Die Fortzüge führen bekanntlich zu Steuerausfällen für die Stadt; Infrastruktureinrichtungen wie Kitas und Schulen sind nicht ausgelastet oder müssen unter Umständen sogar geschlossen werden. In diesem Zusammenhang erscheint es notwendig, dass die Stadt Berlin mehr als bisher mit ihren spezifischen Vorteilen wirbt. Da Familien, die wegen der Kinder ins Grüne gezogen sind oder ziehen wollen, immer auch großen Wert auf eine gute Infrastruktur für ihre Kinder legen, sollte der Standortvorteil einer quantitativ und qualitativ guten Infrastrukturausstattung in Berlin verstärkt ins Bewusstsein der Zielgruppe gehoben werden. Familienorientierte Informationsangebote verbessern die Transparenz. Sie sollten sowohl auf lokaler (Sozialraum) als auch auf bezirklicher und gesamtstädtischer Ebene durch ein einheitliches internetorientiertes Informationssystem unterstützt werden.

Auch im Wohnungsangebot steckt ein großes Potential für eine familienfreundliche Politik. Gefordert sind hier insbesondere die städtischen Wohnungsbaugesellschaften. Die Mieterstadt Berlin verfügt über einen umfassenden und im Vergleich zu anderen Großstädten Deutschlands preiswerten Wohnungsbestand von guter Qualität. Durch gezielte Aktivitäten können Familien als wichtige Zielgruppe sowohl als Mieter als auch als potentielle Käufer von Wohnungen angesprochen werden. Dazu gehört auch das Angebot an Familien, durch familienfreundliche Mieterprivatisierung Eigentum bilden zu können. Entsprechende Steuerungsoptionen sollte sich die Stadt erhalten.

Auch bei der Gestaltung und Ausstattung von Wohnungen, bei der Modernisierung von vorhandenem Wohnbestand, bei der Planung und Gestaltung von Infrastruktur sollten die Bedürfnisse von Familien als eine wichtige Nutzergruppe besser berücksichtigt werden. Diese Perspektive ist - auch im Hinblick auf die Zukunftsfähigkeit von Berlin – unabdingbar.

1.2 Familien in Berlin

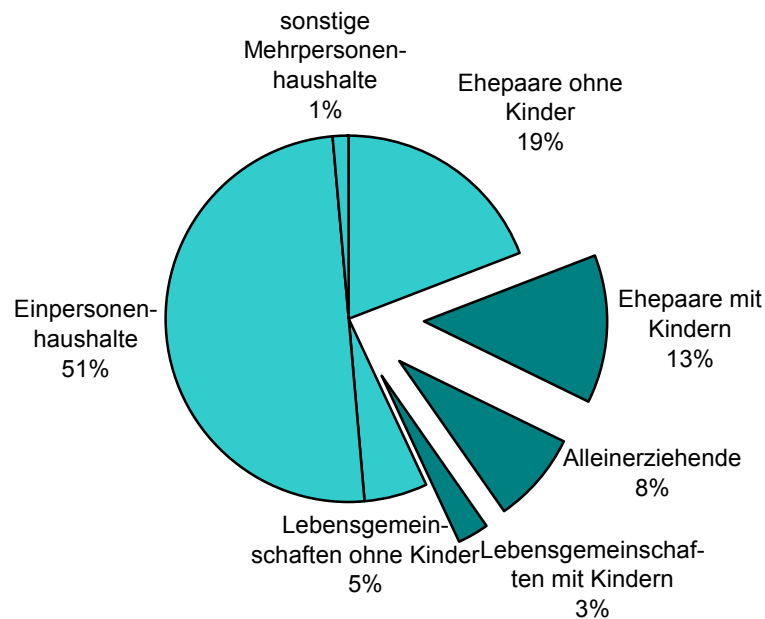
Berlin übt, wie alle Metropolen, mit seinen vielfältigen Angeboten in Bildung, Kultur und Freizeit einen starken Anreiz gerade auf junge Menschen aus. Auch alternative Milieus, Singles, Alleinerziehende und solche, die einen eher individualistischen Lebensstil bevorzugen, fühlen sich von Berlin angezogen. Diese Tendenz ist typisch für alle Großstädte und gilt für Berlin wegen seiner jüngeren Geschichte in besonderem Maße. Die Folge ist, dass nicht die Familie die dominierende Lebensform in Berlin darstellt, sondern mit 51 % die der Alleinlebenden.

Unter **Familien** versteht der Mikrozensus in Anlehnung an Empfehlungen der Vereinten Nationen „...sowohl Ehepaare mit und ohne Kinder als auch alleinerziehende ledige, verheiratet getrenntlebende, verwitwete und geschiedene Väter und Mütter mit ihren im gleichen Haushalt lebenden ledigen Kindern.“

Der Mikrozensus definiert **Alleinlebende** als „Personen, die für sich alleine in einem Haushalt wohnen und wirtschaften (Einpersonenhaushalte, die auch als Singles bezeichnet werden)“.

Die nachfolgende Graphik gibt einen Überblick über die Privathaushalte in Berlin im März 2004 nach Art der Lebensform:

Privathaushalte in Berlin im März 2004 nach Art der Lebensform
 Statistisches Landesamt Berlin



Im Jahr 2000 lag der Wert der Alleinlebenden noch bei 47,5 %. Er ist folglich in nur vier Jahren um 3,5 % angestiegen. Berlin nimmt damit eine Spitzenposition im bundesdeutschen Vergleich ein, wird aber noch übertroffen von Frankfurt am Main und München. In Leipzig liegt der Anteil der Singles bei 45 %, in Hamburg bei 48,5 %.

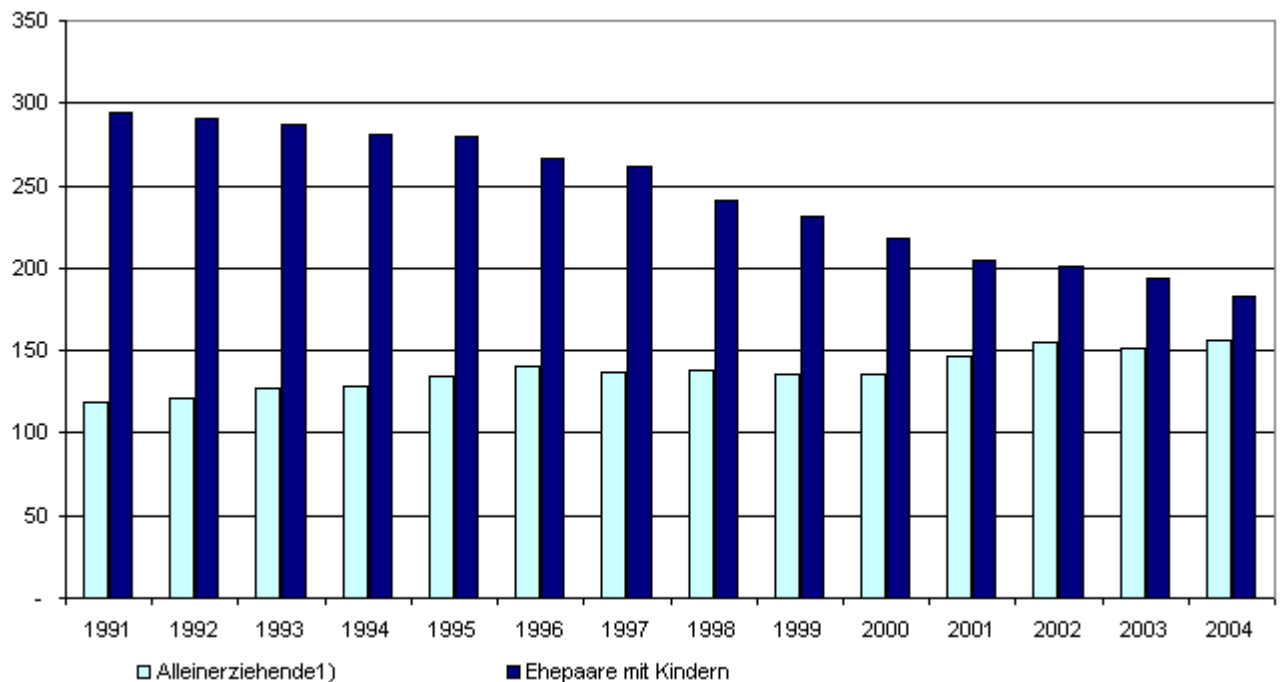
Die Tatsache, dass mehr als die Hälfte der Berliner Bevölkerung als Single lebt, hat vielfältige Ursachen und ergibt sich nicht zuletzt aus der Großstadtkultur. Aufgrund solcher Entwicklungen und ihrer Folgen für die Sozialsysteme, die Wirtschaft, den Arbeitsmarkt, die Stadtentwicklung und die Kultur kommt in Metropolen wie Berlin der Familienpolitik eine besondere Bedeutung zu. Im übrigen zeigen einzelne Viertel der Stadt, wie z. B. Prenzlauer Berg, bereits jetzt, dass urbane Milieus familienfreundlich und gerade für junge Familien attraktiv sein können.

Der Familienbericht des Bundes erörtert im weiteren die Tatsache, dass die Zahl der Alleinerziehenden stetig zunimmt.

Alleinerziehende definiert der Mikrozensus als „Ledige, verheiratet getrenntlebende, verwitwete und geschiedene Väter und Mütter, die mit ihren Kindern zusammenleben.“ Diese Lebensform schließt nicht aus, dass die alleinerziehende Mutter oder der Vater mit einem Partner in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft lebt.

Vor allem in den neuen Bundesländern und in den Großstädten ist diese Entwicklung festzustellen, so auch in Berlin. Lebten 1991 laut Mikrozensus noch 72 % der Kinder unter 18 Jahren in traditionellen Familien und 28 % in Familien mit allein erziehendem Elternteil, waren es 1999 nur noch 63 % gegenüber 37 %. Im Jahr 2004 schließlich beträgt das Verhältnis der Ehepaare mit Kindern 54 % gegenüber 46 % Alleinerziehenden. Die nachfolgende Graphik über die Familien mit Kindern unter 18 Jahren in Berlin im März/April/Mai der Jahre 1991 - 2004 illustriert diese Entwicklung:

Entwicklung der Familien mit Kindern unter 18 Jahren in Berlin im März/April/Mai der Jahre 1991 - 2004
 Statistisches Landesamt Berlin



1) Einschließlich der Alleinerziehenden, die Partner in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft sind.

1.3 Unterstützung von Elternschaft

Studien belegen, dass für Alleinerziehende und Familien mit mehreren Kindern häufig das Risiko besteht, in eine unsichere Lebenslage zu geraten und damit auf staatliche Transferleistungen angewiesen zu sein. Nach Angaben des Mikrozensus aus 2004 waren in Berlin rund 60 % der Alleinerziehenden mit Kindern unter 18 Jahren erwerbstätig. Rund 10 % hatten andere Einkünfte, wie z. B. Stipendien und 30 % bestritten ihren Lebensunterhalt überwiegend von Arbeitslosengeld/-hilfe und Sozialhilfe.

Die Bedeutung von Kindern in der demographischen Entwicklung sowie die Konsequenzen für die sozialen Sicherungssysteme und nicht zuletzt die Erkenntnis über das Armutsrisiko von Familien mit Kindern haben zu bundesrechtlichen Regelungen geführt, wie z. B. Steuervorteile, Kinderzuschlag und Mehrbedarfszuschläge. Ob die verschiedenen familienpolitisch begründeten oder die diesen zugerechneten finanziellen Maßnahmen die Belastungen von Familien tatsächlich ausgleichen, ist umstritten. Einigkeit besteht im wesentlichen nur in der Einschätzung der Unübersichtlichkeit der Maßnahmen. Deshalb ist die Absicht der Bundesregierung, hier zu neuen Modellen zu kommen (Familienkasse), zu begrüßen. Die bevorstehende Einfüh-

zung des Elterngeldes ist ein erster Schritt, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf besser zu gestalten.

Neben finanziellen Leistungen empfehlen Gesellschaftswissenschaftler/innen und Familienpolitiker/innen übereinstimmend die Notwendigkeit von ausreichenden und bezahlbaren Kinderbetreuungsangeboten als präventive Maßnahme. Die Betreuung von Kindern in Kindertageseinrichtungen soll einerseits den Eltern die Erwerbstätigkeit/Ausbildung und andererseits ihren Kindern den frühen Zugang zu Förderung, Bildung und Aufwachsen mit Gleichaltrigen ermöglichen. Dieser Empfehlung schließt sich auch der Familienbericht des Bundes an.

Berlin hat in der Familienpolitik bereits seit einigen Jahren auf Nachhaltigkeit gesetzt und in die Quantität und Qualität der Infrastruktur für die Tagesbetreuung von Kindern investiert. Berlin verfügt über ein flächendeckend und bedarfsgerecht ausgebautes Versorgungsnetz zur Kindertagesbetreuung.

Das Berliner Versorgungsnetz gewährleistet

- wohnortnahe Angebote,
- die Vereinbarkeit von Familie und Beruf,
- eine an den Interessen und Bedürfnissen von Familien orientierte Betreuungszeit in Kindertageseinrichtungen und Kindertagespflege sowie in der ergänzenden Hortbetreuung,
- die Umsetzung des Wunsch- und Wahlrechtes der Eltern durch eine breite Träger- und Angebotsvielfalt,
- gleiche Bildungschancen für alle Kinder – unabhängig von Geschlecht, ethnischer und religiöser Zugehörigkeit, sozial-ökonomischer Situation ihrer Familien und ihren individuellen Fähigkeiten,
- Ausgleich sozialer Benachteiligung sowie behinderungsbedingter Nachteile.

Über verbindliche Vereinbarungen zur Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung wird eine verlässliche Umsetzung der oben genannten Prinzipien erreicht. Besondere Bedeutung kommt der Zusammenarbeit von Erziehern und Erzieherinnen mit den Eltern zu. Berlin hat mit dem Kindertagesförderungsgesetz – KitaFöG – in Verbindung mit den Vorgaben des Achten Sozialgesetzbuches die Beteiligung von Eltern landesrechtlich festgeschrieben.

Die Kostenbeteiligung der Eltern bei Inanspruchnahme von Kindertagesbetreuung ist einkommensabhängig gestaffelt und kommt besonders gering verdienenden Eltern entgegen. Der Mindestbeitrag für Familien mit einem Kind beträgt je nach Betreuungsumfang zwischen 15 € und 25 € (zuzüglich 23 € Verpflegungsanteil) monatlich. Für Geschwisterkinder werden nur noch anteilige Beiträge erhoben. Damit möglichst alle Kinder frühzeitig das Bildungsangebot nutzen, wird ab 2007 das letzte Kitajahr vor der Einschulung für Eltern beitragsfrei gestaltet.

Der Siebte Familienbericht des Bundes hebt den Ansatz der Early Excellence Centres in England zur Unterstützung von Eltern in prekären Lebenslagen hervor und lobt dessen konzeptionelle Weiterentwicklung und praktische Umsetzung in Deutschland. Nach diesem Konzept arbeiten in Berlin die Familienzentren, die eng an Kindertageseinrichtungen angeschlossen bzw. aus Kitas heraus entstanden sind. Hier sind die Eltern ausdrücklich als Mitgestalter erwünscht; sie sollen ihre

Kompetenzen einbringen und nicht nur als Nutzer auftreten. Die Erfahrungen zeigen, dass diese Form der Kooperation zwischen Eltern und professionellen Kräften allen Beteiligten nutzt und sich insgesamt die Zusammenarbeit auch mit den anderen familienunterstützenden Diensten und Einrichtungen in der Region verbessert.

Dies verdeutlicht die wichtige Funktion von Kitas im Sozialraum, insbesondere ihre Schlüsselrolle bei der Vernetzung vorhandener Angebote für Familien. Kitas sind ein wichtiger Lebensort von Kindern außerhalb der Familie. Über sie sind darüber hinaus fast alle Kinder und Eltern einer Region erreichbar. Außerdem verfügen sie über strukturelle Vorteile, die andere Einrichtungen, wie z. B. Beratungsstellen, nicht besitzen: Sie erreichen alle Eltern, das Angebot ist niedrighschwellig, durch den täglichen Kontakt besteht i.d.R. ein Vertrauensverhältnis zu der Einrichtung und die Bereitschaft zu einer Zusammenarbeit ist zumeist vorhanden. Gerade auch deshalb bieten sich Kitas ganz besonders als Ausgangspunkt und Mittelpunkt für die Vernetzung von familienorientierten Hilfen im Sozialraum an.

Der Siebte Familienbericht des Bundes rät für die Organisation und Einbindung der Hilfen für Familien auf kommunaler Ebene, Angebote der Unterstützung für Familien nicht weiter auszudifferenzieren, sondern wieder neu zu integrieren, damit für Familien mit Kindern eine klar erkennbare und nachvollziehbare Struktur entsteht, die von Familien optimal genutzt werden kann. Hier bieten sich vor allem die Regleinrichtungen wegen ihrer für Eltern klar definierten Rolle an.

Nach den Vorgaben des neuen § 22 a SGB VIII soll eine Zusammenarbeit von Kindertageseinrichtungen mit

1. Erziehungsberechtigten und Tagespflegepersonen,
2. kinder- und familienbezogenen Institutionen und Initiativen im Gemeinwesen, insbesondere solchen der Familienbildung und -beratung,
3. Schulen

sichergestellt werden. Die Kitas verfügen über einen Erfahrungsvorsprung, weshalb ihnen eine wichtige Funktion als „Netzwerkgestalter“ zukommt.

2 Familienbeirat in Berlin

Der Familienbeirat des Landes Berlin hat die Aufgabe, den zuständigen Senator in Fragen der Familienpolitik zu beraten, ihm Impulse für familienpolitische Maßnahmen zu geben und die Interessen der Familien im Land Berlin stärker in die Politik einzubringen. Dem Beirat gehören als Mitglieder Vertreter der Familienverbände und Sachverständige mit wissenschaftlicher Qualifikation und Praxiserfahrung an. Die Mitglieder des Beirates werden für die Dauer einer Legislaturperiode berufen.

Der Familienbeirat in Berlin arbeitet seit 1994. Auf Grund der zunehmenden Bedeutung, die der Familienpolitik nicht nur auf Bundesebene, sondern auch in Berlin zukommt, ist es notwendig, das Aufgabenfeld dieses Gremiums zu erweitern. Zukünftig soll der Familienbeirat nicht nur den zuständigen Senator beraten, sondern selbst auch initiativ werden können, z. B. im Sinne einer Familienfreundlichkeitsprüfung von Gesetzen. Außerdem soll der Familienbeirat folgende Aufgaben übernehmen:

- Beratung von regionalen Initiativen zur Förderung der Familienfreundlichkeit; hierzu können z. B. die lokalen Bündnisse für Familie zählen oder das Berliner Bündnis für Familie,
- Unterstützung der Öffentlichkeitsarbeit für Familien in Verbindung mit Institutionen und Verbänden,
- Entwicklung und Vergabe von Forschungsvorhaben zu familienpolitischen Themen als Voraussetzung für die Entwicklung von familienpolitischen Strategien.

Damit der Familienbeirat einer solchen Aufgabenerweiterung gerecht werden kann, müssen die Rahmenbedingungen angepasst werden. Hierzu bedarf es einer anderen Zusammensetzung des Beirates sowie der Einrichtung einer Geschäftsstelle, die mit einer Stelle, mit Sachmitteln und einem Etat für Forschung und Öffentlichkeitsarbeit ausgestattet wird. Dafür würden jährlich Kosten in Höhe von 300.000 € entstehen, deren Deckung durch Umschichtung im Einzelplan 10 erfolgen müsste.

3 Zukünftige familienpolitische Schwerpunkte

Familienpolitik ist, soweit es sich um die materiellen Grundlagen von Familien handelt, eine bundespolitische Aufgabe. Die Regelungen zu steuerlichen Ausgleichen, zur beitragsfreien Kinderversicherung oder zu Kindergeld, Erziehungsgeld oder Elterngeld übersteigen die Landeskompetenzen. Die spezifische Gestaltung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist jedoch eine entscheidende Aufgabe der Landespolitik. Hier ist die Versorgung mit Tagesbetreuungsplätzen an erster Stelle zu nennen. Berlin liegt nicht nur mit dem tatsächlichen Platzangebot und dem entsprechenden Versorgungsgrad mit an der Spitze der Bundesländer. Das Land hat vor allem mit der Einführung des Bedarfsanspruches für die unter dreijährigen Kinder eine rechtliche Situation geschaffen, die jedem Kind einen Kitaplatz garantiert, wenn die Eltern berufstätig sind, studieren, arbeitsuchend sind oder aus familiären oder sozialen Gründen einen Kitaplatz benötigen. Ohne Warteliste, Dringlichkeitsstufe oder ähnliche den Mangel regulierende Maßnahmen sichert Berlin an dieser Stelle die Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Auch die Einführung der Verlässlichen Halbtagsgrundschule und der forcierte Ausbau der Ganztagsgrundschulen haben neben der bildungspolitischen Relevanz eine große familienpolitische Bedeutung. In beiden Bereichen, Kindertagesbetreuung und Schule, wird diese erfolgreiche Politik fortgesetzt.

1. Familienfreundliche Regionen und Stadtquartiere

Berlin ist gerade in seiner Rolle als Hauptstadt und Metropole aufgerufen, dem Anspruch einer Stadt für Familien mit familienfreundlichen Stadtquartieren sowohl in der Innenstadt, als auch in seinen verdichteten Großsiedlungen der Stadtrandbezirke gerecht zu werden. Dabei kommt der Gestaltung einer familienfreundlichen Innenstadt besondere Bedeutung zu. Der Trend „in die Innenstadt“, der auch in Berlin zu beobachten ist (Zunahme der Einwohner innerhalb des inneren S-Bahnringes um 10.000 Einwohner in den letzten vier Jahren), ist nur nachhaltig, wenn dieser auch von Familien getragen wird. Voraussetzung für einen demographisch ausgewogenen Zuzug in die Innenstadt sind qualitativ und quantitativ gut ausgestattete, familienfreundliche Wohnquartiere gerade in der verdichteten Stadt.

Die Stadterneuerungspolitik aber auch das Quartiersmanagement haben gezeigt, dass kinderfreundliche Gestaltung Familien anziehen bzw. zum Bleiben veranlassen kann. Verstärkt werden kann der Trend „in die Innenstadt“, wenn Familien bei der Gestaltung des öffentlichen Raums aktiv einbezogen werden. Es genügt allerdings nicht, nur familienfreundliche Konzepte und Strategien in Stadterneuerungs- und Quartiersmanagementgebieten umzusetzen. Auch in anderen Quartieren der Stadt sind entsprechende Konzepte und Strategien zu entwickeln und umzusetzen.

Auch aus anderen Städten der Bundesrepublik und aus anderen Ländern sind Konzepte bekannt, Wohngebiete familienfreundlich zu gestalten. Gemeinsam mit den Berliner Beispielen zeigt sich, dass unter familienfreundlichen Wohngebieten mehr zu verstehen ist als die Einrichtung einer Schule, einer Kita und eines Freizeithomes. Dazu gehören integrierte, ämterübergreifende Planungen, die von der Verkehrsführung über die gemeinschaftliche Nutzung von Flächen bis zur Flexibilisierung im Wohnbereich und Umweltentlastungsmaßnahmen reichen. Ein wesentlicher Faktor dabei ist auch die Frage der Bodenpreise. Nur mit entsprechenden Preisnachlässen wird man verstärkt junge Familien in der Stadt halten oder in die Stadt ziehen können.

2. Familienfreundliche Infrastruktur

Berlin hat nach der Wiedervereinigung eine erhebliche Abwanderung junger leistungsfähiger Familien ins Umland hinnehmen müssen. Prozesse, die in den großen Städten der alten Bundesländer in den letzten vierzig Jahren stattgefunden haben und die dort auch schon zu gegenläufigen Bewegungen führten, sind in Berlin wie im Zeitraffer abgelaufen. Dies hat übrigens bei Ranglisten über Familienfreundlichkeit, wie sie in letzter Zeit von einigen Medien erstellt wurden, zu negativen Bewertungen Berlins geführt, ohne die historischen Hintergründe zu würdigen.

Den Wert der hervorragenden Infrastruktur Berlins, wie die differenzierten Angebote im Kita- und Schulbereich, die Hochschullandschaft, die kulturellen Angebote bis hin zur medizinischen Versorgung für Kinder, haben viele Familien erst zu schätzen gelernt, als sie die Lebenswirklichkeit ländlicher Gemeinden selbst erlebten. Im Hinblick auf junge Familien macht Berlin zu wenig aus diesen Infrastrukturvorteilen. Die Strategie der Stadtplanung, für die Zukunftsfähigkeit Berlins auf den Zuzug leistungsfähiger junger Menschen zu setzen, muss ergänzt werden durch Strategien, diese auch in der Stadt zu halten, wenn sie sich für Kinder entschieden haben.

Die Entscheidung für Kinder ist zunehmend geprägt von der rationalen Überlegung, die Vor- und Nachteile abwägt. Dabei geht es nicht nur um unmittelbar finanzielle oder berufliche Gründe, sondern auch die zur Verfügung stehenden Unterstützungssysteme beeinflussen die Entscheidung. Insofern ist die weitergehende Qualifizierung der vorhandenen Angebote für Familien eine wichtige landespezifische Aufgabe.

Früher speisten sich die Unterstützungssysteme klassischer Weise aus dem familiären Raum, in Gestalt von Großeltern, die nicht nur Erfahrungswissen über Kinderpflege und Erziehung weitergaben, sondern auch als Einsatzreserve für Betreuung zur Verfügung standen. Dies funktioniert aus verschiedenen Gründen vor allem in den großen Städten heute nicht mehr in dieser Weise. Erziehung und Förderung der Kinder ist weitgehend zur alleinigen Aufgabe von Eltern und Schule geworden.

Die Verteilung der Erziehungsverantwortung auf viele Schultern, ein Umfeld, das Kindern Entfaltungsmöglichkeiten bietet und ihnen auch außerhalb der Erziehungsinstitutionen Gefühle von Akzeptanz vermittelt, ist weitgehend verloren gegangen.

Im Umfeld von Kitas und Schulen bilden sich oft auf Sympathie, gemeinsame Interessen oder Probleme gegründete Beziehungsgeflechte, die z. T. Funktionen der früheren Unterstützungssysteme übernehmen. Allerdings bedürfen diese auf freiwilliger gegenseitiger Unterstützung basierenden Beziehungen organisatorischer und inhaltlicher Hilfe, um ein tragfähiges System zu sein, das Eltern die Versorgung der Kinder nicht nur erleichtert, sondern auch ein positives kinderfreundliches Klima herstellt. Familienzentren können eine solche Hilfe bieten.

Die Unterstützungssysteme im Umfeld von Kitas und Schulen haben in Bezug auf sogenannte Risikofamilien eine besondere Bedeutung. Im Dezember 2005 hat der Senat eine Arbeitsgruppe eingesetzt, die ein Netzwerk zum besseren Schutz von Kindern entwickeln soll. Dabei wurde deutlich, dass Kindesvernachlässigung und Misshandlung vielfach im Kontext von sozialen und anderen Notlagen von Familien zu sehen sind. Zu den von Senat und Abgeordnetenhaus beschlossenen Maßnahmen gehört deshalb die Entwicklung eines Frühwarnsystems, das auf der Basis von Indikatoren die frühzeitige Einleitung von Hilfen ermöglichen soll. Mit aufsuchender Elternhilfe sollen dann Familien rechtzeitig und präventiv die Hilfen zu teil werden, die eine Eskalation der familiären Situation mit ihren Folgen für die Kinder verhindern.

3. Familienkompetenzzentren

Nachbarschaftshäuser sind die älteste Form von Zentren in Berlin, in denen sich der Selbsthilfegedanke gegenseitiger Unterstützung mit professioneller Hilfe verbindet. Familien haben in der Arbeit der Nachbarschaftshäuser schon immer eine besondere Rolle gespielt. Daneben haben sich in Berlin unsystematisch in einzelnen Bezirken Projekte entwickelt, die versuchen, ihre Arbeit mit Kindern systematisch mit familienunterstützenden Maßnahmen zu verbinden (z.B. Early Excellence Centre). Ältere, vor allem von den Bezirken getragene Formen von Familienzentren waren gekennzeichnet durch das Nebeneinander familienbezogener Angebote in einem Haus.

Die Idee der Bundesregierung, sogenannte Mehrgenerationenhäuser mit jeweils 40.000 € zu fördern, ist der Versuch, alle sinnvollen Ansätze auf diesem Sektor miteinander zu verbinden. Allerdings ist - abgesehen davon, dass Berlin als „kreisfreie Stadt“ nur für ein Mehrgenerationenhaus finanzielle Förderung erhalten soll - damit keine Strukturidee für einen städtischen Großraum wie Berlin verbunden. Ein Konzept für Berlin, das die sich um Kitas und Schulen bildenden Beziehungssysteme von Eltern so stützt, dass sich daraus eine tragfähige Infrastruktur bildet, muss an den vorhandenen Einrichtungen, in denen Kinder sind, ansetzen.

Das Modell „Nachbarschaftshäuser“, in dem um diese herum eine Infrastruktur gebildet wird, ist nicht beliebig erweiterbar. Auch das Modell „Early Excellence Centre“ ist in der Berliner Kita-Landschaft in der Breite nicht umsetzbar. Mit 1.795 Einrichtungen, von denen die Mehrzahl Eltern-Initiativ-Kindertagesstätten – EKT - oder Eltern-Kind-Gruppen – EKG - sind mit teilweise unter 20 Plätzen, lassen sich die fachlichen Anforderungen an solche Zentren vielfach nicht erfüllen. Andererseits

sind EKT und EKG Ergebnisse geförderter elterlicher Selbsthilfe und werden in der Regel von Eltern betrieben, die über entsprechende Potentiale verfügen. Es bietet sich deshalb an, unter Beachtung der Berliner Strukturen, in denen nicht jede Kita zum Familienzentrum erweitert werden kann, ein System von Familienkompetenzzentren zu entwickeln.

Familienkompetenzzentren sind Einrichtungen, die für die Kitas ihres Einzugsgebietes das notwendige familienunterstützende Wissen zur Verfügung stellen und als Anlauf- und Treffpunkt den Eltern im Einzugsgebiet Beratung und Unterstützung sowie Anleitung zur Selbstorganisation bieten. In der Kooperation der Kitas eines Einzugsgebietes mit dem Kompetenzzentrum entsteht ein Netz, das je nach Anzahl der Kinder und Kitaplätze dichter oder dünner geknüpft ist. Bei Betrachtung der vorhandenen Ressourcen beim öffentlichen und bei freien Trägern ist es denkbar, durch Umverteilung und Umorganisation ein entsprechendes Netz zu knüpfen.

Berlin verfügt bereits über einen hohen Standard in der Infrastruktur für Familien mit Kindern. Es wird zukünftig also weniger darum gehen, die vorhandenen Angebote quantitativ auszuweiten oder auszudifferenzieren, sondern vielmehr darum, die Kooperation, Abstimmung und Vernetzung innerhalb der Infrastruktur zu verstärken, zu qualifizieren und fortzuentwickeln.

Anhang

Ausgewählte Inhalte zur Erziehung in der Familie

Die folgenden wissenschaftlichen Beiträge zu einigen Aspekten des Themas Familie und Erziehung sind dazu bestimmt, durch die persönliche Sicht der Autoren die fachliche und politische Diskussion zum Thema Familienbildung zu ergänzen und anzuregen. Diese Texte werden allein von den Autoren verantwortet.

Es würde den Rahmen dieses Berichtes überschreiten, wollte er sich mit den verschiedenen Konzepten der Familienerziehung in allen Schichten und ethnischen Gruppen unserer Gesellschaft ausgiebig beschäftigen. Im Folgenden setzen sich deshalb drei Wissenschaftler in ihren Beiträgen mit einigen ausgewählten Formen der Familienerziehung auseinander, die in diesem Zusammenhang von aktuellem Interesse sind.

Die folgenden wissenschaftlichen Exkurse behandeln:

Erziehung in islamischen Familien
Dr. Haci-Halil Uslucan, Berlin;

Erziehung in Spätaussiedlerfamilien
Dr. Peter Wellerling, Berlin;

Erziehung in Unterschichtfamilien
Dr. Carsten Wippermann, Institut Sinus Sociovision, Heidelberg.

Beiträge wie diese zu Leitbildern der Erziehung in der Familie müssen unter anderem auch von der Eltern- und Familienbildung reflektiert werden, um künftigen Anforderungen gewachsen zu sein.

1 Erziehung in islamischen Familien Dr. Haci-Halil Uslucan, Berlin

Einführung

In Deutschland leben etwa 3.200.000 Menschen islamischen Glaubens, in Europa weit mehr als 10 Millionen. Mit einem Bevölkerungsanteil von etwa 4 % ist der Islam in Deutschland neben dem Christentum die zweitstärkste Religion (Baumann, 2001). Rund 750.000 Schülerinnen und Schüler muslimischen Glaubens besuchen deutsche Schulen (Müller, 2001). Bundesweit sind somit ca. 6 % aller Schüler islamischen Glaubens. Durch diese hohe Anzahl der Muslime in Europa ist der Islam nicht mehr ein fremdes Element, sondern ein die europäische bzw. deutsche Kultur mitprägendes Phänomen. Multikulturelle und multireligiöse Gesellschaft ist bereits eine soziale Tatsache, vor der wir uns gegenwärtig nicht verschließen können.

Den familiären erzieherischen Hintergrund islamischer Kinder zu kennen, der sich durch die größere kulturelle Distanz islamischer Gesellschaften zu Deutschland

stärker von deutschen Erziehungswirklichkeiten unterscheiden dürfte, scheint daher unverzichtbar zu sein. Gerade für den Schulalltag ist diese Kenntnis von Relevanz, da Schule der exemplarische Ort ist, an dem sich deutsche Schüler und Schüler nichtdeutscher Herkunft begegnen und Schule par excellence den Ort gelingender oder misslingender Integration darstellt.

Denn kulturelle Distanz allein ist nicht das Hemmnis der Integration, sondern vielmehr die Frage, wieweit diese kulturelle Distanz durch Kommunikation und Interaktion abgebaut werden kann und welche Bereitschaft und Akzeptanz seitens der Mehrheit und der Minderheit besteht, diese Differenzen zu überbrücken.

Auch wenn in der Moderne die Funktion und die Legitimation des Glaubens stark in Zweifel gezogen wird, so besteht dennoch eine wichtige Funktion der Religion u. a. darin, dem Handelnden Sinn für sein Handeln zu geben, Vorgänge zu deuten, die sonst sinnlos blieben und die erfahrene Wirklichkeit sinnvoll zu strukturieren. Religion hat zugleich aber auch die Funktion, den Einzelnen in die Gesellschaft zu integrieren. Die Funktion von religiösen Vorstellungen in der Erziehung kann generell darin gesehen werden, bei dem Gläubigen bestimmte Dispositionen zu wecken, die seine Wahrnehmung der Wirklichkeit, seine Alltagsroutinen und sein Denken lenken. Sie wecken Stimmungen und Motivationen bzw. stacheln zum Handeln an. Generell lässt sich Religion aus einer kulturanthropologischen Sicht als eine Form der Kontingenzbewältigung verstehen, die die erfahrene Fragilität, Zerbrechlichkeit des Alltags bearbeiten hilft. Ferner kann Religiosität dort, „wo alles trostlos erscheint“, Handlungsmöglichkeiten eröffnen und dort Trost spenden, wo keine Handlungsmöglichkeiten mehr bestehen (vgl. Tan, 1999, S. 50).

Wenn im Folgenden von Muslimen (synonym mit Moslems) bzw. islamischen Gesellschaften die Rede ist, so ist stets dabei im Auge zu behalten, dass die Dichotomie zwischen islamisch vs. nicht-islamisch in dieser Form nicht zulässig ist, sondern es ein fließendes Kontinuum der Frömmigkeit von traditionsgebundener, unreflektierter Religiosität, bewusster Hinwendung zum Islam, aufgeweichter, kompromissbereiter Haltung zum Islam bis hin zur bewussten Ablehnung und atheistischen Haltung existiert.

Familie und Erziehung im Islam

Der Begriff „Islam“ ist abgeleitet aus der arabischen Wurzel „s-l-m“, was ungefähr soviel wie „unversehrt“ oder „heil sein“ bedeutet; auch der Begriff „salam“ (Friede) ist daran angelehnt (vgl. Falaturi & Tworuschka, 1992, S. 13).

Der größte Teil der in Deutschland lebenden Muslime sind türkische Sunniten; innerhalb der Rechtsschulen folgen sie der hanefitischen Rechtsschule¹. Kurdische Muslime aus der Türkei dagegen sind in ihrer religiösen Praxis stärker von der schafiitischen Tradition geprägt; Aleviten aus der Türkei wiederum haben andere religiöse Praxen. Deshalb sollte eine Homogenisierung derart, dass Türken Muslime seien und Muslime alle gleich seien, vermieden werden.²

¹ Für eine knappe Übersicht über die unterschiedlichen Rechtsschulen und ihre Urteilsfindungspraxis vgl. Maatoug, 1979, S. 48ff.

² Bei der Diskussion um den Islam kann die Differenz der unterschiedlichen Ausprägungen des Islam, wie etwa der zwischen Schiiten (begrifflich von Schiati Ali: Parteigänger Alis) und Sunniten, nicht übergangen werden. Schätzungsweise sind ca. 10 bis 15% aller Muslime zur schiitischen Richtung zu zählen; die Hochburgen sind u. a. im Süd-Irak, im Iran und in einigen Teilen Pakistans zu orten. Was den türkischen Islam betrifft, so grenzen sich bspw. Aleviten (türkische Ausprägung des Schiitentums) von den sunnitischen türkischen Muslimen durch ihre Nähe zu liberaleren Lebensstilen deutlich ab und bezeichnen diese vielfach als „rigide Fanatiker“ und sich selbst als progressiv. Sunniten wiederum betrachten Aleviten als „Häretiker“ und als „unreine“ Muslime und distanzieren sich von ihnen u. a. mit dem Vorwurf, dass sie, die Aleviten, den Kalifen und Prophetenneffen Ali im Zent-

Begrifflich bedeutet Sunna soviel wie Gewohnheit, Brauch, Herkommen. Ein sunnitischer Muslim ist einer, der versucht, nach den Gewohnheiten zu leben. Von daher ist bspw. die Bezeichnung „traditioneller Muslim“ für Sunniten eine Tautologie.

Der Begriff Sunna taucht ferner in der Praxis der islamischen Rechtsfindung auf. So gelten für einen Muslim folgende Prozeduren für die Lösung lebensweltlicher Konflikte:

1. Rekurs auf den Koran (was schreibt der Koran zu diesem Problem?),
2. Rekurs auf die Sunna (gibt es Aussagen von Mohammed zu diesem Problem? Wie hat Mohammed ein ähnliches Problem gelöst?),
3. Der Konsens der Religionsgelehrten (*Ulema*) und
4. Der Analogieschluss (*Qiyas*) (vgl. Radtke, 1991). Dabei dürfen der Konsens der Gelehrten und auch die durch Analogieschlüsse ermittelten Befunde nicht explizit Koranstellen widersprechen. Nach der Stelle im Koran haben die Hadithe (die Aussagen Mohammeds) die Funktion der Wahrheitsverbürgung; sie sind anerkannte Quellen der Rechtsfindung in der islamischen Scharia; jedoch ist bei den Hadithen das Kriterium, dass der berichtete Sachverhalt über die Überlieferungskette der Gewährsmänner bis zu Mohammed reicht.³

Einerseits ist der Islam eine Gesetzesreligion; die göttlichen Gesetze müssen in der Welt, in einem Gemeinwesen zur Anwendung kommen (Badtke, 1991). Von daher ist der Islam nie eine Sache des Einzelnen, Privatangelegenheit des Individuums, sondern immer eine öffentliche Angelegenheit, jedoch steht im Islam der Einzelne in radikaler Selbstverantwortlichkeit vor Gott; es gibt im Islam keine Vermittlungsinstanz zwischen Gott und Menschen, kein Priestertum oder „geweihten Stand“, der eine privilegierte Stellung zu Gott hätte.

Da eine überblickshafte Darstellung des gesamten Islam hier nicht geleistet werden kann (hierzu s. Ende & Steinbach, 1991), soll der Fokus auf die Themenfelder „Familie“, „Erziehung“ und „Migration“ gelegt werden.

Familie ist die primäre Sozialisationsinstanz für Kinder; das Bild der Gemeinschaft, in die das islamische Kind hinein wachsen soll, hat als Grundmodell und Urtyp die Familie. In ihr sind die Beziehungen untereinander einerseits durch die Autorität des Vaters, demgegenüber die Mutter und die Kinder zum Gehorsam verpflichtet sind, andererseits durch Fürsorge füreinander gekennzeichnet. Die Familie stellt die kleinste Einheit der *Umma* (Gemeinschaft) dar; mit Familie ist jedoch nicht der gegenwärtige westliche Typus der Kleinfamilie mit Vater, Mutter und Kind ge-

rum ihres religiösen Denkens haben, aber nicht die Praxis Alis befolgen, z. B. das tägliche Gebet, Fasten, Koran als Richtschnur des Alltags etc. nicht betreiben (vgl. Özdil, 2002). Aleviten ist die reine Pflichterfüllung nach den Vorschriften des Islam weniger wichtig als die Gesinnung und die Einstellung zu Gott und den Menschen. Auch wird die Geschlechtersegregation dort nicht so strikt wie im sunnitischen Islam durchgeführt (vgl. Huber-Rodolf, 2002). Jedoch wehren sich türkische Aleviten gegen eine Gleichsetzung ihrer Religionspraxis mit dem Schiitentum, auch wenn es Ähnlichkeiten zwischen ihnen gibt, wie etwa der Verehrung der 12 Imame. Die Unterschiede bestehen vornehmlich in der kultischen Praxis: Während Schiiten wie Sunniten in die Moschee gehen, um fünfmal am Tag zu beten, gehen türkische Aleviten in die Cem-Häuser und haben eigene Zeremonien (wie etwa die Cem-Zeremonie, die einmal jährlich stattfindet und Hauptbestandteil des Kultus ist; Vgl. Özdil, 2002). Das Alevitentum speist sich auch aus vorislamischen, schamanistischen Traditionen. In Deutschland wird von einer Präsenz von ungefähr 300.000 bis 400.000 Aleviten ausgegangen (vgl. Huber-Rodolf, 2002). Einer der charakteristischen Unterschiede zwischen Sunniten und Schiiten ist die Betrachtung und das Verständnis der frühislamischen Geschichte, die Übertragung des Kalifats bzw. die Regelung der Nachfolge Mohammeds (vgl. detailliert, Ende, 1991).

³ Zum islamischen Recht ist zu sagen, dass es bislang in der Geschichte noch nie eine konsequente Anwendung gefunden hat; die Spannungen zwischen einer idealtypisch entworfenen Rechtsordnung und der materiellen Rechtswirklichkeit und –anwendung sind bislang kaum bewältigt worden (Radtke, 1991).

meint, sondern deutlich die erweiterte Großfamilie. Die Mitglieder der *Umma*, der islamischen Gemeinschaft sind für die Verwirklichung eines islamischen Lebens alle gleichermaßen verantwortlich; Erhaltung und Ordnung der *Umma* stellt eine religiöse Pflicht dar.

Nicht zuletzt spiegelt sich die gesellschaftliche und ökonomische Bedeutung bzw. Einheit der Familie darin wider, dass nach islamischem Recht (Heine, Johansen & Steppat, 2002) keiner testamentarisch frei über sein Vermögen verfügen darf, sondern zwei Drittel des Nachlasses der Familie zufällt (ein Drittel ist frei verfügbar). Auch das Verbot vorehelichen Sexualverkehrs leitet sich im islamischen Selbstverständnis aus einer Sorge um das Kind ab: dadurch (durch einen Vater und Mutter) soll dem Kind die bestmögliche Sicherheit gewährt werden, in eine Familie hineingeboren zu werden, die für das materielle (in erster Linie Aufgabe des Vaters) und psychische Wohl (in erster Linie eine mütterliche Aufgabe) des Kindes sorgt.

Den Männern fällt im Familienverband die Verantwortlichkeit für die Frauen zu; diese Verantwortung erstreckt sich auf weite Bereiche wie etwa den Lebensunterhalt, die Wohnung, die Bekleidung etc. (Koran: Sure 4, Vers 34). Daher ist davon auszugehen, dass das Erlebnis, dieser sozialen und religiösen Verantwortlichkeit nicht mehr nachkommen zu können, wie etwa durch Arbeitslosigkeit, materielle Verluste, Konkurs etc. insbesondere für muslimische Männer ein starkes Depotenzierungserleben und einen Autoritätsverlust bedeutet. Die Konstellation, dass die Frau arbeiten geht und der Mann zu Hause die Kinder hütet, kocht, wäscht etc. ist für islamische Familien nur schwer vorstellbar bzw. ertragbar. Auch wenn die Alltagspraxis kaum diese Formen des Zusammenlebens aufweist, so hat aber nach koranischem Recht der Ehemann kein Recht, seiner Frau Befehle zu erteilen; er hat lediglich das Recht, sie zur Religiosität zu mahnen.⁴ Die Ehefrau kann vom Mann sogar für das Stillen der eigenen Kinder Geld fordern. Die Arbeit der Frau ist nach strenger Auslegung als eine „freiwillige Gabe“ im Haushalt zu betrachten (vgl. Falaturi & Tworuschka, 1992, S. 41).

Gleichwohl ist eine liberalistische und überzogen modernistische Deutung solcher Passagen dem Selbstverständnis des Islam unangemessen: Festzuhalten bleibt, dass Gehorsam die grundlegende Struktur bildet, wie sich die Geschöpfe im Verhältnis zu Gott befinden. Nicht nur die Mann-Frau- und die Eltern-Kind-Beziehung, sondern alles Seiende ist im Islam dem Gehorsam gegenüber Gott unterworfen. Es existiert eine Universalität des Gehorsams im Verhältnis Schöpfer-Geschöpf. Sowohl der Einzelne als auch ganze Gesellschaften, aber auch die Ordnung der Natur, folgen dem Willen Gottes. Diese Konzeption des Gehorsams ist jedoch ein auch den anderen großen monotheistischen Religionen bekanntes Phänomen und keine Eigenart des Islam (Falaturi & Tworuschka, 1992).

Ursprünglich ist im islamischen Selbstverständnis jeder Mensch von Geburt an gleich nah zu Gott, ist sich dessen jedoch nicht bewusst. In vielen, Mohammed in den Mund gelegten Sprüchen wird diese Ausrichtung des Menschen auf Gott hin mit der Analogie erläutert, ursprünglich komme jedes Kind als ein muslimisches auf die Welt und werde erst von den Eltern zu einem christlichen, jüdischen oder andersgläubigen geformt (Nagel, 1983). Darin wird zugleich implizit auf die hohe Bildsamkeit der menschlichen Natur durch elterliche Erziehung hingewiesen. Eltern

⁴ Um das Verhältnis von koranischer Vorgabe und kreativer Ausgestaltung des Muslim in seiner konkreten Alltagswirklichkeit kenntlich zu machen, sei festgehalten, dass nach islamkundlicher Forschung etwa 90% der Koranverse dem Aufbau und den Regeln der Gemeinschaft (den ethischen Werten einer Gemeinschaft), Gott und seinen Eigenschaften, der historischen (semitischen) Tradition, früheren heiligen Schriften und der Kosmogonie (Schöpfung der Welt etc.) gewidmet ist und in einem deutlich geringerem Maße, etwa 6 %, konkrete Lebensvorschriften enthält (Falaturi & Tworuschka, 1992).

sind verpflichtet, im weitesten Sinne ihre Angehörigen, das heißt auch ihre Kinder, islamisch zu erziehen, um sie vor jenseitigen Bestrafungen zu schützen (Koran: Sure 66, Vers 6). Ihnen obliegt es, rechtzeitig die Grundlagen für das Seelenheil des Kindes zu legen. Grundsätzlich kommt der Mensch als gut und ohne Sünde auf die Welt; es ist die Erziehung, die im islamischen Sinne seine Anlagen positiv fördert oder aber auch durch Vernachlässigung oder einer bewussten anti-islamischen Erziehung den Verlockungen der Welt aussetzt. Während Eltern in der Pflicht stehen, zu erziehen, ist das Verhältnis des Kindes weitestgehend durch Gehorsam und Achtung gegenüber den Eltern gekennzeichnet (Koran: Sure 17, Vers 23f.). Die Ehrfurcht vor den Eltern und die Dankbarkeit ihnen gegenüber als eine besondere Pflicht des Einzelnen wird im Koran mehrfach betont (Koran: Sure 46, Vers 15 bis 18).

Sowohl zwischen Eltern und Kindern als auch zwischen älteren und jüngeren Geschwistern besteht während der gesamten Zeit des Aufwachsens eine asymmetrische Beziehung, die sich zum Teil, was beispielsweise den Respekt betrifft, über die gesamte Lebensspanne hinweg zieht: Während die Pflicht des Kindes bzw. des jüngeren Kindes gegenüber den Eltern und älteren Geschwistern darin besteht, sie zu achten und ihnen zu gehorchen, stellt Liebe und Sorge dem Kind bzw. den jüngeren Geschwistern gegenüber die elterliche Pflicht bzw. die Pflicht des älteren Geschwisterkindes dar. Den Eltern zu widersprechen, gilt in traditionellen Familien als ein höchst aufsässiges Verhalten und wird keineswegs mit Autonomiebestrebungen des Kindes verbunden.

Im Selbstverständnis des Islam gilt es, einerseits das Kind als ein Geschöpf Gottes in seiner Eigenständigkeit zu respektieren und auf seine Bedürfnisse und Wünsche einzugehen (hierzu wird häufig auf das Beispiel Mohammeds rekuriert, der sogar das Spiel seines Enkels beim Gebetsvorgang nicht habe unterbrechen wollen, als dieser ihm auf dem Rücken gekrabbelt sei), andererseits wird auch von der Erzieherpersönlichkeit gefordert, dass diese mit Nachdruck dem Kind die Pflichten eines Muslim in Wort und Tat nahe zu bringen habe. Dabei gilt das eigene Vorbild (eigene vorbildliche Lebensführung) als das stärkste erzieherische Mittel.

In seinem Selbstverständnis begreift sich der Islam als eine explizit bildungsfreundliche Religion. Die erste koranische Sure (Koran: Sure 96, Vers 1ff.) beginnt mit einem (Selbst-)Bildungsauftrag. Die Bildung spielt eine zentrale Dimension, jedoch erfolgt keine Trennung in weltlicher und religiöser Bildung. Lernen, sich Bilden heißt, ein gottgefälliges Leben zu führen und die Intentionen des Schöpfers einzusehen. Das wiederum erfolgt nur über die Einheit von Glauben und Erziehung.

Wie sieht die gewöhnliche islamische Erziehungspraxis aus?

Einige Zeit, meist ein bis zwei Tage oder eine Woche nach der Geburt wird dem Kind bei der Namensgebung in das rechte Ohr durch eine männliche Bezugsperson die Gebetsaufrufsformel (*Azan*) in das Ohr geflüstert; dadurch wird das Kind, indem es den Aufruf zum Gebet vernimmt, symbolisch in ein islamisches Milieu hinein genommen.

Vor allem in den drei ersten Lebensjahren obliegt es der Mutter bzw. ist es ihre Pflicht, dem Kind die nötige Wärme, Geborgenheit und Sicherheit zu geben. Insofern ist es aus dieser Perspektive eher undenkbar, dass eine muslimische Mutter in den ersten Lebensjahren des Kindes arbeitet und das Kind zur Pflege anderen überlässt. Der Koran sieht hierbei eine Stillzeit von ca. zwei Jahren vor (Koran: Sure 2, Vers 233). In den ersten sieben Jahren haben Kinder einen relativ großen Freiraum; dem Kind wird ein ungehindertes Spielverhalten zugestanden.

Ab dem Alter von sieben Jahren tritt ein deutlicher Einschnitt ein; von da an erfolgt eine strengere und auf Konsequenzen ausgerichtete, unterweisende erzieheri-

sche Haltung, die etwa bis zum 14. und 15. Lebensjahr anhält. In dieser zweiten Phase der Erziehung (ab 7 Jahre), trennen sich die Wege der weiblichen und männlichen Kinder; von da an übernehmen die jeweils gleichgeschlechtlichen Elternteile hauptverantwortlich die Erziehung der Kinder und auch die Einführung in das gesellschaftliche Leben.

Bereits ab dem Alter von sieben Jahren ist es geboten, für unterschiedliche Schlafzimmer oder -stätten für Jungen und Mädchen zu sorgen (geschlechtsspezifische Sozialisation). Ebenfalls etwa ab dem siebten Lebensjahr sind die Eltern angehalten bzw. verpflichtet, das Verständnis des Kindes für Religion zu wecken, erste Verse des Koran zu lernen und es am Gemeinschaftsgebet teilnehmen zu lassen, um es allmählich in einen „religiösen Raum“ einzuführen. Tatsächlich ist die Fähigkeit, den Koran, das authentische Wort Gottes, lesen und auch auswendig zu können, einer der grundlegenden Inhalte religiöser Erziehung und Bildung. Dabei ist die aus einer aufgeklärt-modernistischen Perspektive plausible Forderung, nur etwas auswendig zu lernen, was auch verstanden wird, für türkisch-islamische Eltern irrelevant. Religiös bedeutsam ist hier, im Vertrauen auf die Heiligkeit des göttlichen Wortes, die Kompetenz zu haben, durch verinnerlichte Koranverse am Gebet teilnehmen zu können; vergleichbar ist diese Instruktion etwa mit dem Auswendiglernen von lateinischen Gebetsformeln für christliche Kinder, ohne dass sie die Inhalte verstehen.

Bereits vor einer expliziten Unterweisung in dem Islam lebt jedoch das Kind zumeist in einem religiös vorstrukturiertem Raum, indem es die Eltern oder Großeltern bei den rituellen Waschungen, beim Aufsagen von Koranversen, beim täglichen andachtsvollen Gebet beobachtet und diese gelegentlich imitiert, die besonderen Essensregelungen und -zeiten beim Ramadan wahrnimmt. Identifikation mit den Eltern macht es im weiteren Lebenslauf leicht, die von den Eltern verkörperten Werte aufzunehmen bzw. in die eigene Persönlichkeit zu integrieren. Gewöhnung, Belehrung und Führung sind hierbei die erzieherischen Maßnahmen.

Mit dem Pubertätsalter ist das Kind verpflichtet, in die Gemeinschaft der Fastenden im Ramadan aufgenommen zu werden; d.h. von da an ist es verpflichtet, den Fastenmonat Ramadan einzuhalten. Die religiöse Verantwortlichkeit für das eigene Handeln beginnt mit Beginn der Geschlechtsreife; deshalb setzen besorgte islamische Eltern alles daran, dass ihr Kind bis zu dieser Phase die religiösen Pflichten zunächst durch äußere Nachahmung verinnerlicht hat bzw. darin eingewöhnt wird, um von da an auch ohne äußeren Druck seinen religiösen Pflichten nachzukommen. Denn nimmt man die koranischen Verse zum Eintritt in den Glauben wörtlich, so ist ein Zwang zum Glauben im Selbstverständnis des Islam explizit ausgeschlossen (Koran: Sure 2, Vers 256). Jedoch besteht für den reifen Muslim die Pflicht, für den eigenen Glauben zu werben, zum islamischen Glauben einzuladen, ein gewisses Sendungsbewusstsein und einen Missionsauftrag zu erfüllen.

Mit Beginn der Pubertät ist es islamischen Eltern geboten, stärker ein „parental monitoring“ (elterliche Kontrolle/Überwachung) durchzuführen, so etwa nachzufragen, mit wem sich das Kind trifft, wo das Kind hinget und was es macht und jugendliche Lebenswelten stärker zu überwachen. Ferner haben Eltern dafür zu sorgen, dass der Jugendliche mit Kindern islamischer Familien Umgang hat und sich somit von „gefährdenden Umwelten“ fernhält.

Neben und nach den Eltern entfalten Moscheen als sozialisatorische Umwelten eine hohe Wirkung. Denn muslimische Eltern können dort, insbesondere in der Migrationssituation, einerseits davon ausgehen, dass ihre Kinder zur islamischen Lebensweise animiert und darin bestärkt werden - weil in der Moschee alle anderen auch Moslems sind -, dadurch eine Stärkung ihrer bisherigen islamischen Identität erfahren und zugleich vor den „Gefährdungen“ des areligiösen Lebens bewahrt wer-

den. Empfohlen wird, mit Rekurs auf eine *Hadith* (Aussage) des Propheten, ab dem Alter von sieben Jahren sich darum zu kümmern, dass das Kind kleinere Suren aus dem Koran auswendig lernt, um mitbeten zu können, und ab dem Alter von zehn Jahren die Kinder zum täglichen Gebet anzuhalten (Essentut, 1996)⁵. Dabei wird unterstellt, dass das Kind bereits in diesem Alter kognitiv imstande sei, die Bedeutung des täglichen Gebetes als sein „persönliches Rendezvous“, seine persönliche Begegnung mit dem Heiligen, zu verstehen (Essentut, 1996). Explizit schreibt der Koran Eltern vor, sich darum zu kümmern, dass die Familienmitglieder das Gebet verrichten (Koran: Sure 20, Vers, 132).

Die zentralen Inhalte der religiösen Unterweisung - in der Moschee wie im Elternhaus - sind dabei folgende:

- a) Der Glaube an einen einzigen Gott,
- b) der Glaube an die Engel, die Gottes Absichten verwirklichen, so etwa der Erzengel Gabriel, der dem Propheten den Koran offenbarte,
- c) der Glaube an die Offenbarung des Korans und an die vorherigen heiligen Bücher (an die Thora des Moses, an die Psalmen Davids, an das Evangelium von Jesus und an den Koran Mohammeds),
- d) der Glaube an die Gesandten Gottes (gemeint sind damit die bisherigen Propheten; der Islam geht davon aus, dass alle Propheten vor Mohammed an den einen Gott geglaubt und dessen Botschaften gepredigt hätten),
- e) der Glaube an die Auferstehung am Tag des Jüngsten Gerichts (die irdischen Taten des Muslim bergen stets auch einen Verweis auf eine jenseitige Belohnung oder Bestrafung, worin ein Weiterleben im Paradies/Hölle impliziert ist) und
- f) der Glaube an die göttliche Vorherbestimmung.

Dieses Glaubensbekenntnis ist zentral für die islamische Theologie, Mystik und Pädagogik (Köster, 1986). Diese sechs Glaubensartikel garantieren die Einheit des Glaubens aller Muslime; sie sind die geistigen Grundlagen des islamischen Lebens.

Der religiöse Alltag eines Moslems

Der Alltag des Moslem bzw. seine weltlichen Taten werden streng verzeichnet und im Jenseits aufgerechnet; er steht stets Verlockungen, Bedrohungen aber auch guten Taten gegenüber offen; darin hat er seine Handlungsfreiheit auszuleben. Der Gedanke der „Abrechnung“ im Jenseits wird insbesondere in der Koransure 45, Vers 29 besprochen: „Unser Verzeichnis hier sagt gegen euch die Wahrheit aus. Wir ließen alles, was ihr tatet, aufzeichnen.“ Darin ist die Idee eines Gottes, der am Ende der Zeiten alle zur Rechenschaft ziehen wird, konzipiert. Das koranische Gottesbild zeigt Gott sowohl als gütigen Schöpfer wie auch als Richter. Das islamische Verständnis von Freiheit beinhaltet beide Aspekte des Freiheitsbegriffes: einen negativen im Sinne von „frei von“ und einen positiven im Sinne von „frei zu“; d.h. im Einzelnen: vom gläubigen Muslim wird gefordert, dass er sich einerseits frei macht von Begierde, Trieben, Hass und Gier, andererseits ist er frei, sein Verhalten und

⁵ Generell ist bei den angegebenen Altersnormen, den altersspezifischen erzieherischen Aufgaben und Anforderungen zu unterstreichen, dass der Islam sich hierbei nicht bspw. an weltlichen Gesetzen, wie etwa der Bestimmung des 18. Lebensjahres für die Reife und Verantwortlichkeit, orientiert, sondern eher an biologischen Markern; so wird der Mensch - sofern keine Anhaltspunkte für Schwachsinn oder geistige Behinderung vorliegen - verantwortlich mit dem Erreichen der geschlechtlichen Reife.

seine Ziele im diesseitigen Leben selbst zu gestalten, wobei er eingedenk sein soll, die Konsequenzen seiner guten und schlechten Taten selbst zu verantworten.

Was sind die Charakteristika des Islam, der islamischen Lebensweise?

Für einen gläubigen Moslem ist der Koran die wichtigste Grundlage als Richtschnur seines alltäglichen, seines sakralen wie profanen Handelns. Nur wenn direkte Bezüge zum aktuellen Problem nicht zu finden sind, ist ein Rückgriff auf die Sunna und auf die Hadithe, den frommen Sprüchen und Weisungen Mohammeds, als Problemlösung erlaubt. Darüber hinaus ist der Imam ebenfalls für religiöse Belange zu Rate zu ziehen.

Bevor ein Muslim sich zum täglichen Gebet begibt oder den Koran liest, hat er sich einer rituellen Waschung zu unterziehen. Durch diese rituellen Waschungen wird die Bedeutung von sakralen und profanen Räumen hervorgehoben. Der soziale Raum des Moslem ist nicht einförmig und einheitlich durchlässig. Das, was heilig ist, wird nur in einem bestimmten, sauberen, vom Alltagsschmutz, im wörtlichen wie im symbolischen Sinne, von den weltlichen Angelegenheiten befreiten Zustand betreten. Aus diesem Grunde wird der Betende sich vor dem Gebet symbolisch von den weltlichen Dingen abwenden und dem Heiligen zuwenden, indem er seine Hände beim Gebet übereinander schließt, seinen Blick auf die Stelle, wo seine Stirn beim Sitzen den Boden berühren wird, richtet und sich von allen Außenreizen freimacht. Der Bereich des Heiligen ist durch eindeutige Grenzen markiert: für das Beten zu Hause wird ein sauberes Gebetstuch oder der saubere Teppich in der Moschee verwendet (daher darf die Moschee nicht mit Schuhen betreten werden).

Im Gebet wie in der Koran-Rezitation findet aus psychologischer Perspektive eine Art Erweiterung der Identitätsgrenzen statt, es erfolgt eine Kommunikation mit einer überindividuellen Macht. Der Gläubige tritt in einen virtuellen Dialog mit einem Gesprächspartner, dessen Existenz anzuzweifeln er sich nicht vorstellen kann und darf, denn dieses bedeutet explizit eine Exkommunikation aus der Gemeinde der Gläubigen und einen Ausschluss aus der Religion. Es ist ein Dialog mit asymmetrisch verteilten Rollen: der Gläubige befindet sich in der Position der Dankbarkeit und sein Gegenüber in der Gnade und Verzeihung. Sowohl die Gebetsrichtung als auch die Sequenzen des Gebets sind durchstrukturiert. Die Gebetsrichtung ist von überall nach Mekka ausgerichtet, dem ideologischen Zentrum des Moslems.

Die fünf elementaren Dimensionen islamischen Glaubens sind:

1. Bekenntnis zum Glauben (übersetzt): "Ich bezeuge, dass es keinen Gott außer Allah gibt und ich bezeuge weiterhin, dass Mohammed sein Gesandter ist." Dieses Bekenntnis muss aus einem innerlich motivierten Antrieb kommen und darf kein Lippenbekenntnis sein. Von da ab, bzw. nach diesem Bekenntnis, ist jeder zunächst Moslem und muss sich um die weiteren Pflichten kümmern.

2. Das Gebet: 5 Mal am Tag hat ein Moslem in Richtung Mekka gerichtet zu beten. Die Gebete haben dabei eine unterschiedliche Dauer: so ist bspw. das Morgen Gebet 4 Einheiten lang, das Mittagsgebet 10 Einheiten, das Nachmittagsgebet 8 Einheiten, das Abendgebet 5 Einheiten und das Nachtgebet 13 Einheiten. Das Gebet kann sowohl zu Hause im Privaten wie auch öffentlich in der Moschee erfolgen, jedoch ist das Gebet in der Moschee vorzuziehen. Der Ablauf des Gebets ist bis ins feinste hochritualisiert und geregelt; neben den Pflichten gibt es an einigen Stellen "freie Variationen"; hier kann jeder Gläubige die Sure rezitieren, die ihm gerade einfällt. Das Gebet als eine institutionalisierte Form der Kommunikation mit dem Heiligen strukturiert das Zeitfeld des Moslems in 5 Einheiten, macht aus dem homogenen Zeitkontinuum überschaubare Parzellen; die Ereignisse können so lokalisiert werden als zwischen bestimmten Gebeten liegende (bspw. kann ein Ereignis lokalisiert werden zwischen dem Abend- und dem Nachtgebet). Hierin ist insofern

eine Grundspannung der muslimischen Lebensweise in einer durchrationalisierten und industrialisierten Arbeitswelt angelegt, die andere Zeittakte, Pausenregelungen und Frequenzen kennt.

3. Fasten: Im Fastenmonat Ramadan hat jeder erwachsene Moslem zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zu fasten (Kranke, Reisende und menstruierende Frauen sind hiervon entbunden). Während dieser Zeitspanne ist jegliche Zufuhr von Nahrung, Flüssigkeiten, Medikamenten etc. untersagt. Gerade durch das Fasten soll der Mensch einerseits die Zügelung seiner eigenen sinnlichen Bedürfnisse einüben, aber auch erfahren, was Hunger und Deprivation bedeutet, um dadurch leichter eine Empathie mit den Leidenden und Bedürftigen der Welt zu erwerben. Der Ramadan wird nach ca. 30 Tagen mit dem Zuckerfest gekrönt, es wird drei Tage lang gefeiert. Das Zuckerfest ist neben dem Opferfest der bedeutendste religiöse Feiertag. Der Abstand von Zuckerfest und Opferfest sind 70 Tage.

4. Almosen (*Zekat*): Es ist eine Form von Steuer, die jeder wohlhabende Moslem an Bedürftige zu entrichten hat: Die Regelung erfolgt wie folgt: 10 Prozent für Feldfrüchte, Trauben und Datteln; 1/40 oder 2.5% für Geld, Gold, Silber und andere Vermögen. Neben den Armen und Bedürftigen ist die *Zekat* für folgenden Personenkreis gedacht: "Zur Gewinnung von Herzen", d.h. als Motivationsspritze für Ungläubige, um sie zum Glauben zu bekehren, für Islamisierungsaktivitäten im weiteren Sinne, in der frühislamischen Zeit zum Freikauf von Gefangenen, für notgedrungen Verschuldete, für Betroffene von Naturkatastrophen und für Reisende, denen mit diesem Geld Unterkunft bereitgestellt werden soll.

5. Pilgerfahrt (*Hacc*): Einmal in seinem Leben soll jeder wohlhabende Moslem die Geburtsstätte des Islam wie des Propheten besuchen. Die Pilgerfahrt gilt für viele Muslime als die Krönung ihres religiösen Lebens, als eine zusätzliche Weihung. Von ihrem religiösen Anspruch her ist die Pilgerfahrt eine wahrhaftige Transformation des Selbst, sie ist um eine tiefere Religiosität erweiterte Dimension der Person. Der Pilger erhält nach der Pilgerfahrt daher den bezeichnenden Beinamen "Haci" zu seinem eigenen Namen. Darin drückt sich die symbolische Erweiterung seiner Person aus: In ihren sozialen Interaktionen werden von ihnen besondere Milde, Ausgeglichenheit, Gerechtigkeit und Weisheit erwartet; Vergehen und "Sünden", die ein "Haci" begeht, werden auch stärker moralisch sanktioniert. Sichtbares Zeichen von Männern nach ihrer Pilgerfahrt ist in vielen Fällen ihr Bart.

Der Islam regelt nicht nur die religiösen Beziehungen der Menschen untereinander, sondern dringt tief bis in die profansten alltäglichen Handlungen ein: Ein Moslem beginnt eine Handlung stets mit "Bismillahirrahmanirrahim" (Im Namen des gnädigen Gottes) oder tut eine Absicht mit "Inschallah"(So Gott es will) kund. Wenn er sich verabschiedet, sagt er im Türkischen "Allaha ismarladik" (Von nun an geben wir uns in Gottes Hand).

Vor dem Gebet bekundet der Muslim (leise für sich) immer wieder seine Niyya, seine Absicht, mit diesem Gebet Gottes Wohlgefallen zu bekommen; so soll das Gebet nicht nur als ein rein formaler, äußerlicher, mechanischer Akt ausgeübt werden, sondern es soll die intendierte Rückwendung des Menschen zu Gott als ein bewusster Akt erfolgen. Das Gebet gilt es möglichst immer wieder in Gemeinschaft zu verrichten, um dadurch die Gemeinschaft zu konstituieren wie zu revitalisieren. Die Gleichheit der Gebetshaltung im kollektiven Beten soll zugleich die „Gleichheit der Menschen vor Gott“ symbolisieren (vgl. Köster, 1986, S. 180, Anm. 81). Diese Gleichheit kommt bspw. auch bei der Pilgerfahrt in Mekka zum Ausdruck, bei der alle Muslime aus der Welt die gleichen Kleider tragen (universale Verbundenheit aller Muslime im Glauben). Die Sprache des Koran und der Gebetverse ist bis zum heutigen Tag arabisch; damit soll die Originalsprache des Buches Gottes unverändert bewahrt werden. Deshalb ist eine (minimale) Kenntnis der arabischen Sprache,

zumindest was das Lesen des Korans betrifft, Pflicht für muslimische Kinder und Jugendliche.

Islamische Erziehung in der Migration Familie und Migration

Eine Migration aus einer islamischen Gesellschaft in ein Land mit einer hohen kulturellen Distanz - wie etwa Deutschland, aber auch in andere westeuropäische Staaten - erfordert grundlegende Sozialisationsprozesse nicht nur bei Kindern, sondern in der gesamten Familie. Hierbei sind alle Personen der Familie gezwungen, ihr Verhaltensrepertoire zu erweitern, zu ändern und umzuorganisieren. In dem Maße, indem eine Akkulturation, d.h. ein allmählicher Erwerb der Standards der Aufnahmekultur erfolgt, findet in der Regel auch eine Entfernung von den Werten der Herkunftskultur statt; dieser Widerspruch, einerseits das Neue in die eigene Persönlichkeit zu integrieren, andererseits aber auch kulturelle Wurzeln nicht auszulöschen, fällt bislang insbesondere islamischen Migrantenfamilien schwer. Pointiert formuliert lässt sich festhalten: In der Migration kommt es in jedem Falle zu einer Werteveränderung, und zwar auch dann, wenn die Werte der Herkunftskultur aufrechterhalten werden; denn dann neigen Migranten vielfach dazu, die neue Umwelt mit ihren neuen Werten abzuwehren und sich stärker von ihr zu differenzieren; d.h. sie bilden dann Defensivstrategien aus.

Auch zeigen sich bestimmte Handlungen bzw. Unterlassungen erst im Migrationskontext als identitätsrelevant; so etwa bspw. das Befolgen des Schweinefleischverbotes in Deutschland, wo Schweinefleisch in großen Mengen zur Verfügung steht und angeboten wird. In der Türkei dagegen ist diese Handlung bzw. Unterlassung des Schweinefleischverzehr kein Hinweis auf eine islamisch definierte Identität, sondern gehört zum *common sense*.

Im Hinblick auf religiöse Orientierung (gefragt wurde nach der Einstellung zum Koran, zum Glauben und zur Moschee) türkischer Eltern und den Wunsch, diese an die Kinder weiterzugeben, stellt bspw. Nauck (1997) fest, dass etwa die Hälfte der Eltern ein Leben ihres Kindes nach den Regeln des Koran befürwortet, ca. 41 % einem regelmäßigen Moscheebesuch ihres Kindes zustimmt und 35 % diesen ablehnt. Auch in der Studie von Alamdar-Niemann (1992) nimmt der Islam einen wichtigen Platz in der Erziehung ein, jedoch zeigt sich aber auch, dass annähernd die Hälfte aller befragten Eltern den Islam nicht praktiziert; daher ist es von Relevanz, zwischen religiösem Glauben und religiöser Praxis zu trennen.

Was die *Erziehungsstile* moslemischer Familien im Vergleich zu deutschen Familien betrifft, so lässt sich zusammenfassend sagen, dass in traditionellen islamischen Familien die Grenzsetzung in der Erziehung der Kinder in einem wesentlich späteren Alter als bei deutschen Familien einsetzt, dann aber auch eher rigide ist, während kleinere Kinder relativ viel Handlungsfreiheit haben, Hilfe und Schutz genießen.

Vielfach entwickeln Familien türkischer Herkunft in der Aufnahmegesellschaft einen stärker behütenden und kontrollierenden Erziehungsstil als Familien in der Türkei, weil sie die rasche Akkulturation ihrer Kinder gleichzeitig als eine Entfremdung von ihren herkunftskulturellen Bezügen deuten. Ihr Verhalten lässt sich daher als eine Reaktion auf eine als gefährdend wahrgenommene Migrationssituation verstehen.

So lässt sich der Erziehungsstil traditioneller türkischer Eltern als vorwiegend permissiv in der Kleinkindphase, als lenkend-behütend in der Vorschulphase und als, insbesondere für Mädchen, eher autoritär in der mittleren Kindheit identifizieren. Sind bspw. stärker traditionelle Eltern daran interessiert, ihr eigenes Ansehen in der Gruppe zu wahren und die angemessenen bzw. „guten“ Heiratschancen ihrer (pu-

bertierenden) Tochter nicht zu gefährden, so werden sie diese stärker behüten und kontrollieren; insofern ist diese Form der Eltern-Kind-Beziehung nicht unbedingt auf fehlende erzieherische Kompetenz oder Sozialisationskapazität der Eltern zurückzuführen, sondern vielmehr dem Umstand geschuldet, dass im Lebensentwurf dieser Eltern – ohne die Frage ihrer ethischen Legitimation, Berechtigung oder kultureller Funktionalität zu stellen - andere spezifisch kulturell definierte Ziele Vorrang vor deutschen Erziehungszielen wie etwa der Autonomie und der Selbständigkeit haben. Was jedoch die Erziehungsziele Respekt, Gehorsam und Hierarchie etc. betrifft, so sind sie typisch für viele kollektivistische Kulturen; obwohl sie rückschrittlich, befremdlich und auch unfunktional in der Moderne wirken, so sind sie zu betrachten in einem Kontext eines interdependenten Familienmusters. In vielen Fällen wird bspw. Gehorsam ausbalanciert durch Fürsorge und Hilfe, so dass diese Situation für den Einzelnen auch einen gewissen Nutzen und Sinn hat. (Leyendecker, 2003).

Familialismus (Loyalität, Solidarität und Reziprozität der Familienmitglieder untereinander) sollte nicht nur als ein Integrationshemmnis betrachtet werden, sondern zugleich auch als eine Ressource - so etwa bei Schulaufgaben, angstlosem Kontakt und Einführung in deutsche Umfelder - und als Protektivfaktor gegenüber Stresssituationen, die Migranten deutlich häufiger betreffen. Diese starke Familienorientierung in der Migrationssituation kompensiert die vielfach erfahrene soziale Isolation im Alltag.

Instrumentelle Selbständigkeit (Mithilfe im Haushalt, Hilfe bei der Versorgung der Geschwister) ist von zentraler Bedeutung in kollektivistischen Kulturen; dagegen wird an kleinere Kinder kaum die Erwartung gestellt, selbständig zu sein, sich selbst anzuziehen etc. Explizite Autonomieerwartungen, wie etwa bspw. dass das Kind allein schlafen soll, sich allein anziehen soll etc., erfolgen in kollektivistischen Gesellschaften in der Regel später.

Insbesondere ist das frühe Beherrschen der Feinheiten der Gastfreundschaft (Begrüßen, Verabschieden, angemessene Ansprache mit „abi“ (für den älteren Bruder), „abla“ (für die ältere Schwester), etc.) bei türkischen Kindern für die öffentliche Selbstdarstellung als eine „ordentliche“ Familie sehr wichtig. Diese Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit kann ein Stück weit auch als Gradmesser der elterlichen Erziehungsfähigkeit und des Erziehungserfolges gewertet werden.

Türkische bzw. islamische Familien nach europäischen Erziehungsstandards und Erziehungsstilen zu beurteilen, tut ihnen zum Teil Unrecht; denn so zeigen bspw. Forschungen, dass der in der neueren Erziehungspsychologie als „autoritativ“ (Baumrind, 1991) bezeichnete Erziehungsstil - damit ist eine hohe Zuwendung, Unterstützung, Wärme, hohe Selbständigkeit bei gleichzeitig hohen Forderungen an das Kind und verbindlichen Regeln und Prinzipien gemeint - zwar für euroamerikanische Kinder den optimalen Erziehungsstil darstellt, nicht jedoch für chinesische und andere Kinder mit Migrationshintergrund (Kim & Rohner, 2003, in Leyendecker, 2003). Auch weist bspw. Schneewind (2000) darauf hin, dass ein autoritärer Erziehungsstil (rigide Durchsetzung der elterlichen Autorität, geringe Selbständigkeit und hohe Kontrolle des Kindes) unter bestimmten Umständen, und zwar dann, wenn das Kind unter entwicklungsgefährdenden bzw. delinquenzförderlichen Umwelten aufwächst, als durchaus funktional und sinnvoll zu betrachten ist.

Islam und Migration

Von der Ambivalenz und den Desintegrationserfahrungen der Moderne sind Migranten deutlich stärker betroffen; Religion bzw. religiöse Orientierung kann hier den Betroffenen helfen, ein Teil dieser Ambivalenzen zu ertragen; gleichwohl schafft es neue Ambivalenzen, etwa, wie eine religiöse Sinnstiftung in der säkularen Moderne

noch möglich ist. Die von der religiösen Lehre vermittelte Eindeutigkeit und Klarheit verhilft, Ambivalenz zu ertragen; diese gelingt eher, wenn sich das Profil dieser Gruppe schärfer von anderen abhebt, sie sich von anderen klarer distanziert, ja, sogar bewusst eine Selbstaussgrenzungsstrategie verfolgt, um womöglich der gesellschaftlichen Ausgegrenztheit dadurch zu begegnen, dass sie sich dadurch nicht mehr ohnmächtig fühlen, sondern selbst als Urheber der Handlung sehen (*locus of control*). Dadurch wird die integrative Kraft der eigenen, islamischen Identität gegenüber den fehlenden Identitätsangeboten der Mehrheitsgesellschaft gestärkt. Gerade in der Diaspora erlangt der Islam möglicherweise gegenüber migrationsbedingten erlittenen Kränkungen eine Überhöhung und wird stärker identitätsrelevant als in der Herkunftskultur. Ferner erleben viele Migranten aus islamischen Ländern in der Fremde die Religion bewusster; Religiosität erscheint, auch wenn sie aus einer Situation der „geistigen Obdachlosigkeit“ heraus erfolgt, als eine frei gewählte Option, während sie in den Herkunftsländern vielfach eine vorgegebene und von der sozialen Mitwelt getragene Orientierung darstellt. Diese Formen der bewussten Rückwendung sind jedoch nicht islam-, sondern vielmehr migrationsspezifisch, d.h. sie betreffen auch andere Migranten in anderen Teilen der Welt.

Religion kann in der Fremde Schutz und Orientierung bieten. Gerade die Pluralisierung der Lebenswelt kann für Menschen, die aus eher homogenen kulturellen Umwelten stammen, wo die Gewissheiten des Alltags stärker verbürgt sind, zum Problem werden; so dass eine Rückkehr, Zuflucht zu Religion als eine Reduktion von Komplexität und somit als kognitiv entspannend wirkt. Religiöse Formeln, religiöses Leben sind im Sinne Niklas Luhmanns (1982) als Kontingenzformeln zu deuten, als Möglichkeiten, erlebten Zufälligkeiten einen Sinn zu geben, sie in eine Ordnung einzurahmen (als Willen Allahs, als Vorbestimmung, als Kismet etc. zu deuten). Und Ordnung schützt letztlich vor anomischen, als regel- und strukturlos empfundenen, Verunsicherungen in Zeiten sozialen Wandels.

Sehr viele Migranten aus ländlichen Regionen erleben die deutsche Gesellschaft als ungeordnet, sie erkennen keine dominanten kulturellen Werte; das soziale Leben wirkt für sie diffus und undurchsichtig. In diesem Kontext hat Religion eine große Ordnungsleistung. Das heißt also: die Orientierung am Islam hilft, die in der Moderne - übrigens auch für deutsche Eltern - immer schwerer gewordene Frage nach angemessenen Erziehungsinhalten zu vermeiden bzw. zu umgehen. Positiv formuliert, gibt der Islam klare Regeln und eine Orientierung vor, reduziert dadurch Komplexität. So ist bspw. das Kopftuch für muslimische Frauen in Europa bzw. Deutschland ein relevanterer Indikator religiöser Zugehörigkeit und Zeichen des Anerkennungskampfes einer muslimischen Minderheit als das Kopftuch in den Herkunftsländern bzw. das Kopftuch traditioneller Bäuerinnen in der Türkei, das vielfach eher ein Zeichen einer unreflektiert gelebten Traditionalität darstellt.

Gerade mit dem Familiennachzug stellte sich für viele (muslimische) Migranten die Frage der Weitergabe der eigenen Tradition und Religion an die nachwachsende Generation; dies umso mehr, je stärker sich die Familien in der Fremde bedroht erleben und Rückzugstendenzen in eigene kulturelle Muster, das Abgrenzungsbedürfnis stärker erleben. Durch die stärker religiöse Orientierung der Erziehung werden zugleich auch eine Rückbindung und ein Verstehen der Lebenswelt der Eltern gewährleistet; gleichzeitig entsteht dadurch auch eine Möglichkeit der intellektuellen Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition.

Während eine religiöse Sozialisation in den islamischen Ländern vielfach vom Kontext unterstützt und z. T. unreflektiert und als eine Alltagsgewissheit übernommen wird, durch die umgebende Gesellschaft eine Koedukation erfolgt, ist davon auszugehen, dass in der Migrationssituation - dort, wo der bestätigende und unterstützende Kontext entfällt - eine gezielte islamische Erziehung erfolgt. So beo-

bachtet Schiffauer (1991) in der Migration eine „Islamisierung des Selbst“, die mit einer Individualisierung einhergeht, weil in der Fremde der Islam nicht so sehr die Funktion der kollektiven Vergegenwärtigung und Plausibilisierung der Alltagswirklichkeit hat (in der Migration ist die Gemeinde nicht vorgegeben, sondern sie kann gewählt werden; dadurch ist es nicht nötig, durch äußere Kennzeichen und Rituale die Zugehörigkeit zu bekunden), sondern stärker die Suche nach Wahrheit im Vordergrund steht; Zugehörigkeit zu Islam kann nun so spiritualisiert werden.

In der Migrationssituation können Moscheen sowohl integrativ als auch segregierend (ausgrenzend) wirken, je nachdem mit welcher Ausprägung der Islam dort gelebt und gepredigt wird; zumindest ist jedoch festzuhalten, dass Moscheen als „Umschlagplatz des Alltagswissens“ Muslimen hilft, sich in der Fremde zurechtzufinden und sich elementare Regeln und Fertigkeiten des sozialen Lebens anzueignen, wie etwa Ausfüllen eines Antrages, sich untereinander helfen etc; ferner machen Muslime dort eine Erfahrung der Zugehörigkeit zur *Umma* (Gemeinschaft), die insbesondere dann von Relevanz ist, wenn der soziale Alltag ihnen häufig Vorurteile und Ausgrenzungserfahrungen bereitet bzw. Unterlegenheitsgefühle produziert. In der Moschee wird dagegen die eigene Identität unter seinesgleichen bewahrt und bestärkt.

In der Untersuchung von Heitmeyer, Müller und Schröder (1997) berichteten bspw. zwischen 34 % und 39 % der befragten Jugendlichen von Diskriminierungserfahrungen in Deutschland; rund zwei Drittel der Befragten bekundeten, dass der Islam bzw. die Zugehörigkeit zum muslimischen Religionskreis ihr Selbstvertrauen stärke.

Segregierend wirkt, wenn Moscheen dazu missbraucht werden, islamzentrierte Überlegenheitsgefühle zu produzieren, Differenzen zu verstärken oder bewusst zur Kontaktmeidung mit „Heiden“ oder Christen aufzurufen und eine Selbstgenügsamkeit der Muslime zu suggerieren. Ein so verstandener, fundamentalistischer Islam wird sich als dysfunktional erweisen, da er den notwendigen Dialog mit der Mehrheitsgesellschaft eher hemmt und das Zusammenleben erschwert; denn die Überzeugung, dass die eigene Gruppe im Besitz der unverrückbaren Wahrheit ist, wenn also ein exklusiver Heilsanspruch von einer der beiden Seiten, Christen wie Moslems gleichermaßen, vertreten wird, gestaltet die Ausgangssituation für einen Dialog denkbar ungünstig.

Moderne und Islam: Ein Gegensatz?

Generell stehen die Wertauffassungen der Moderne wie etwa Konkurrenz, Eigentum, individuelle Freiheit zu typischen islamischen Wertvorstellungen wie etwa Gehorsam, Demut, Dankbarkeit, Gruppenwohlerwägungen etc. im Widerspruch bzw. werden sie zum Teil vom modernen Lebensideal eher zurückgewiesen. Die Studie von Karakasoglu-Aydin (2000) stellt jedoch heraus, dass Religiosität nicht unbedingt ein Hemmnis der Integration sein muss, sondern von der zweiten Generation der Migranten auch als eine Ressource genutzt werden kann, die sie in den Eingliederungsprozess einbringen wollen. Eine starke religiöse Erziehung, die zugleich mit Berufung auf ein religiöses Familien- und Erziehungsbild demokratische Strukturen als Auflösungserscheinung betrachtet, kann dann zu einem Integrationshindernis werden, wenn zugleich die Eltern aus Furcht vor negativen sozialisatorischen Konsequenzen die Kinder nicht am Hort, nicht an der Vorschule, an deutscher Spielumgebung für ihre Kinder teilnehmen lassen, weil sie eine Entfremdung befürchten. Diese Furcht scheint in solchen Kontexten noch größer zu sein, wo Eltern auch tatsächlich nur wenige Möglichkeiten haben, ihr Kind effektiv zu kontrollieren.

Eine Studie von Humpert (Humpert, 1997, zitiert in Karakasoglu-Aydin, 2000) zeigt, dass türkische Eltern sowohl hohe Werte bei den eher liberalen Erziehungs-

zielen wie etwa „Selbständigkeit“, „Fähigkeit zur Phantasie“ angeben als auch hohe Werte, etwa zwischen 60 und 90-prozentige Zustimmungen, bei den eher traditionellen und religiösen Erziehungszielen wie etwa „Gehorsam“ und „Gottesfurcht“ angeben. Möglich ist, dass sich türkische Eltern selber nicht vor die Alternative gestellt sehen, zwischen alten, traditionellen und den neuen, liberalen Erziehungsstilen differenzieren und sich eindeutig positionieren zu müssen, sondern darin keinen Widerspruch sehen, traditionalistischen und modernen Werten zu folgen bzw. der Förderung von Religiosität, Gottesfurcht und Gehorsam und gleichzeitig die Selbständigkeit als bedeutsam erachten. Auch ist ein Wandel im Erziehungsstil türkischer bzw. islamischer Eltern nicht direkt damit verbunden, dass diese nun per se deutsche bzw. die in der Mehrheitskultur gängigen Erziehungsstile übernehmen, sondern sich möglicherweise, einerseits durch den scharfen Kontrast in der Migration von den selbst erlebten, harten und rigiden Erziehungsstilen distanzieren, andererseits aber auch nicht restlos das Neue übernehmen, sondern individuelle Wege und Methoden der Erziehung der eigenen Kinder finden.

Wechselseitige Sensibilitäten

Bei der Diskussion um islamische bzw. Migrantenfamilien gilt es, sich von verallgemeinernden Vorstellungen von „der ausländischen Familie“ bzw. „der muslimischen Familie“ zu distanzieren und vielmehr auf den Einfluss und die Auswirkungen der jeweiligen Herkunft für das Zusammenleben in der Familie - aber auch für das Leben in und mit der Aufnahmegesellschaft - zu achten. So steht z. B. fest, dass die Variation, die Heterogenität innerhalb der Migranten, aber auch innerhalb einzelnen Migrantengruppen, wie etwa der türkischstämmigen Bevölkerung, größer ist als in der deutschen Population. Damit ist, etwas lockerer formuliert, folgendes gemeint: Ein Türke aus Istanbul beispielsweise unterscheidet sich von einem Türken aus Ostanatolien in seinem Welt- und Wertverständnis deutlich stärker als bspw. ein Berliner von einem Münchener. Die naive Annahme eines Zusammenfallens von kultureller und ethnischer Identität erweist sich als problematisch. Es kann nicht einfach von "den Moslems" oder den "Türken" geredet werden. Fremdzuschreibungen und Selbstzuschreibungen decken sich vielfach nicht; so etwa, wenn Migranten von Deutschen als Türken wahrgenommen werden, sie selber sich jedoch aus einer Innenperspektive beispielsweise als Kurden verstehen.

Gleichfalls gilt es, gerade in Studien zu Migranten das methodische Problem der Konfundierung von ethnischer Zugehörigkeit, religiöser Zugehörigkeit und sozialer Schicht stärker zu beachten. Häufig überlappen sich Schichtzugehörigkeit (z. B. Unterschicht) und ethnische oder religiöse Zugehörigkeit; Phänomene, die eventuell nur vor dem Hintergrund unterschiedlicher sozialer Zugehörigkeit, wie bspw. unterschiedliche Erziehungsziele und -praktiken, unterschiedliche Partnerschaftsvorstellungen, unterschiedliche Konsumhaltungen von Unter- und Mittelschicht in der deutschen Bevölkerung etc., zu verstehen wären, werden dann unreflektiert ethnisiert.

Vielfach hinken die Vergleiche von Muslimen und Deutschen und schüren ungewollt Vorurteile: so wird vielfach die „emanzipierte“ deutsche Frau mit der (eher traditionellen) muslimischen Frau verglichen und gezeigt, welche Modernitätsdefizite die Muslimin auf Grund ihres Glaubens aufweist. Dabei sind verschleierte Ordensfrauen oder Diakonissen für ihren besonders christlichen Lebensstil kaum den vergleichbaren Diskriminierungen ausgesetzt wie etwa verschleierte muslimische Frauen.

Natürlich darf das Verhalten einzelner Muslime nicht zum Maßstab islamischer Praxis gerechnet werden; insbesondere wenn diese vom Einzelnen eher auf individuellen Motiven beruht, aber unreflektiert religiös begründet wird oder aber auch, im Falle des Fehlverhaltens, auf eine eventuelle religiöse Wurzel geschlossen wird, so

etwa, wenn ein Mensch islamischen Glaubens stiehlt, obwohl im Islam und Christentum z. B. das Stehlen verboten ist. Daraus darf dann nicht gefolgert werden, Diebstahl sei die Religionspraxis bzw. religiös legitimiert.

Auch gilt es, eine gewisse historische Vorsicht walten zu lassen, was bspw. die immer wieder aufgegriffene strittige Ungleichheit von Mann und Frau im Islam betrifft. Hier ist daran zu erinnern, wie Tan (1999) anmerkt, dass vielfach Diskussionen der Gegenwart ahistorisch rückprojiziert werden. Die Gleichberechtigung von Mann und Frau als eine zu verwirklichende Norm ist ihrerseits ein historisches Produkt und kaum mehr als 300 Jahre alt. Wie kann diese Norm daher bereits Thema des politischen oder religiösen Diskurses des Korans des 7. Jahrhunderts oder der kriegerisch-nomadischen Werte der arabischen Halbinsel zur Konstitutionsphase des Islam gewesen sein?

Die intellektuelle Seriosität erfordert, nicht das Ideal einer Religion, in diesem Fall etwa die des Islam, mit der Realität einer anderen Religion oder der Realität des modernen, areligiösen oder liberalen Lebens zu vergleichen; stets klaffen zwischen den idealtypischen Konzeptionen und Kompromissen des Alltags enorme Lücken.

Die Begründung von Alltagshandlungen, aber auch religiösen Handlungen, mit einer starren Berufung auf die eigene Kultur ist stets ein etwas konservatives Argument, weil sie gerade das Faktum der Prozesshaftigkeit, des Gewordenseins und der Veränderbarkeit von Kultur in Abrede stellt und auch das stete Nebeneinander kultureller Wertemuster ignoriert (Tan, 1999).

Gerade weil der Islam zwischen rein weltlichen und rein religiösen Sphären nicht trennt, sondern das gesamte Leben unter religiöser bzw. islamischer Perspektive deutet und den Menschen daraufhin orientiert, konnte er es durch Jahrhunderte hinweg schaffen, dass er sowohl eine Religion als auch eine gesellschaftliche, soziale und politische Ordnungsvorstellung blieb; dies jedoch auf Kosten von harten Zerreißproben, vor denen Individuen in vielen islamischen und nicht-islamischen Staaten stehen, wie etwa Modernisierungsprozessen, die die Länder wie Türkei, Ägypten, Indonesien, Malaysia erfasst haben, in denen die Autorität überlieferter religiöser Normen immer fragwürdiger wird und Menschen deshalb zwischen den Anforderungen des modernen Lebens und der religiösen Praxis zerrissen sind und schier verzweifeln. Erschwert wird dies durch den Umstand, dass es im Islam, im Gegensatz zu christlicher Tradition der Bibelhermeneutik, keine interne Textkritik gibt und auch nicht geben darf, die nach dem Geist und Sinn des Gesagten, nach dem historischen Moment und Spezifik fragt, weil Gottes Wort unantastbar ist und andernfalls das Individuum sich außerhalb des religiösen Raums befindet (Köster, 1986).

Fraglich bleibt daher, wieweit eine auf weitestgehend rezeptiver und auf einer wortgetreuen Wiedergabe des Korans ohne inhaltliches Durchdringen auch in der Moderne noch sinnvoll ist; während die Moderne immer mehr Wert auf Eigenständigkeit, Kreativität und Selbständigkeit legt, sind das explizit von einer islamischen Erziehung negierte Werte; wörtlich steht sogar Kreativität nur Gott zu und es ist eine Anmaßung für den Menschen, diese Fähigkeit für sich in Anspruch zu nehmen.

Die Orientierung an einer idealtypischen Gemeinde zu Mohammeds Zeiten als erzieherisches Leitbild muss zwangsläufig zu einer Selbsttäuschung, Frustration und Lebensfremdheit (insbesondere in der Migrationssituation) führen, da in westlichen Gesellschaften Beziehungen vielfach eher affektneutral sind und auf der Ebene des Rechts als auf Sympathie- und Verwandtschaftsbeziehung erfolgen. Auch wenn es in der Erziehung stets um die eigene Zukunft (Rettung der eigenen Seele) und auch die ultimative Stellung des Einzelnen vor Gott (im Jenseits) geht, so sind die Beispiele und Orientierungsmodelle des Islam stets aus der Vergangenheit gegriffen. Eine Schwierigkeit, auf die Müller (2001) zu Recht hinweist, liegt auch in Folgendem: im islamischen Selbstverständnis wird die konkrete Situation stets von

der religiösen Tradition aus gedeutet; die konkrete Situation stellt stets einen Anwendungsfall der Tradition dar (und zwar die Legitimationssuche Koran, Hadithe, Sunna). Dadurch ist im Grunde bereits jede Situation vorgedeutet, ihre Deutung liegt fest; ein Raum für das Neue, das Offene gibt es nicht, gleichwohl bspw. Migrantenkinder gerade sich in einer Situation befinden (religiöse Minderheit, aber mit fester Bleibeperspektive), die es so in der Tradition nicht gegeben hat. Gerade für muslimische Migrantenkinder kommt es darauf an, Tradition und Situation in einen wechselseitigen Dialog zu bringen und damit natürlich zugleich auch die Tragfähigkeit religiöser Tradition zu erproben (Müller, 2001).

Abschließend ist festzuhalten, dass zunächst islamische Erziehungsvorgaben und -muster nicht für alle Migranten aus islamischen Familien Gültigkeit haben, da ihre Anwendung vielfach von Merkmalen wie etwa ländliche oder städtische Herkunft, soziale Schicht und Bildungsgrad, Religiosität der eigenen Eltern abhängt; ferner Regeln der Alltagsgestaltung vorindustrieller Kulturen von den Beteiligten vielfach religiös bzw. islamisch begründet werden und zum Teil auch innerhalb des Islam, wie Stöbe (1998) luzide herausarbeitet, gravierende Unterschiede in den verschiedenen Ausrichtungen vorherrschen.

Literaturverzeichnis:

- a) Alamdar-Niemann, M. (1992). Türkische Jugendliche im Eingliederungsprozess. Hamburg: Dr. Kovac.
- b) Baumann, U. (2001). Eine Welt — Viele Religionen. Christen und Muslime in Deutschland. In U. Baumann (Hg.), Islamischer Religionsunterricht. Grundlagen, Begründungen, Berichte, Projekte, Dokumentationen (S. 11-33). Frankfurt: Lembeck.
- c) Baumrind, D. (1991). Effective parenting during early adolescence transition. In P.A. Cowan & M. E. Hetherington (Eds.), Family transitions. Hillsdale NJ: Erlbaum, 111-163.
- d) Ende, W. (1991). Der schiitische Islam. In W. Ende & U. Steinbach (Hg.), Der Islam in der Gegenwart (S. 70-90). München: Beck.
- e) Essentut, H. A. (1996). Müslüman Ailede Gencligin Egitimi (Die Erziehung der Jugend in islamischen Familien). Istanbul: Iklım.
- f) Falaturi, A. & Tworuschka, U. (1992). Der Islam im Unterricht. Beiträge zur interkulturellen Erziehung in Europa. Frankfurt: Diesterweg.
- g) Heine, P., Johansen, B. & Steppat, F. (2002). Der Islam und die Muslime. In G. Böttger, Dellbrück, P. Heine, B. Johansen & F. Steppat (Hg.), Lehrer-Kursbuch Islam (S. 7-64). Berlin: Cornelsen.
- h) Heitmeyer, W., Müller, J. & Schröder, H. (1997). Verlockender Fundamentalismus. Türkische Jugendliche in Deutschland. Frankfurt: Suhrkamp.
- i) Huber-Rudolf, B. (2002). Muslimische Kinder im Kindergarten. München: Kösel.
- j) Karakasoglu-Aydin, Y. (2000). Muslimische Religiosität und Erziehungsvorstellungen. Eine empirische Untersuchung zu Orientierungen bei türkischen Lehramts- und Pädagogik-Studentinnen in Deutschland. Frankfurt: IKO.
- k) Koran (1993). (Übersetzung von R. Paret). Stuttgart: Kohlhammer.
- l) Köster, F. (1986). Religiöse Erziehung in den Weltreligionen. Hinduismus, Buddhismus, Islam (S. 148-198). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- m) Leyendecker, B. (2003). Frühe Entwicklung im soziokulturellem Kontext. In H. Keller (Hg.), Handbuch der Kleinkindforschung (S. 381-431). Bern: Huber.
- n) Luhmann, N. (1982). Funktion der Religion. Frankfurt: Suhrkamp.
- o) Maatoug, H. (1979). Islamische Bildung und Erziehung und ihre Bedeutung für die gegenwärtige Pädagogik in Tunesien. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- p) Müller, P. (2001). (Religions-)Pädagogische Überlegungen. In U. Baumann (Hg.), Islamischer Religionsunterricht. Grundlagen, Begründungen, Berichte, Projekte, Dokumentationen (S. 163-181). Frankfurt: Lembeck.
- q) Nagel, T. (1983). Der Koran. Einführung, Texte, Erläuterung. München: Beck.
- Nauck, B., Kohlmann, A. & Diefenbach, H. (1997). Familiäre Netzwerke, intergenerative Transmission und Assimilationsprozesse bei türkischen Migrantenfamilien. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 49, 477 - 499.
- r) Özdil, A. - Ö. (2002). Wenn sich Moscheen öffnen. Moscheepädagogik in Deutschland- Eine praktische Einführung in den Islam. Münster: Waxmann.

- s) Radtke, B. (1991). Der sunnitische Islam. In W. Ende & U. Steinbach (Hg.), *Der Islam in der Gegenwart* (S. 54-69). München: Beck.
- t) Schiffauer, W. (1991). *Die Migranten aus Subay. Türken in Deutschland. Eine Ethnographie*. Stuttgart.
- u) Schneewind, K. A. (2000). Kinder und elterliche Erziehung. In W. Lauterbach & A. Lange (Hrsg.), *Kinder in Familie und Gesellschaft zu Beginn des 21sten Jahrhunderts - Konstanz und Wandel des Kindseins* (S. 187-208). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- v) Stöbe, A. (1998). *Die Bedeutung des Islam im Sozialisationsprozess von Kindern türkischer Herkunft und für Konzepte interkultureller Erziehung*. Diss. Gesamthochschule Essen.
- W) Tan, D. (1999). Zur Rolle der Religion in der Erziehung. In *Analysen. Arbeitskreis Neue Erziehung* (Hg.): *Erziehung - Sprache - Migration. Gutachten zur Situation türkischer Familien* (S. 37-92). Berlin: Arbeitskreis Neue Erziehung.

2 Erziehung in Spätaussiedlerfamilien **Dr. Peter Wellerling, Berlin**

Zur Wahrnehmung von Spätaussiedlern

„Ich weiß nicht, was ich bin, sagt ein Mädchen. Russin? Deutsche?“ So zitiert eine überregionale deutsche Tageszeitung eine junge Spätaussiedlerin in Marzahn.⁶ Das Zitat enthält Hinweise auf die Selbstwahrnehmung von jungen Menschen, die von einem Tag auf den anderen ihre gewohnte Umgebung und ihre Freunde in Kasachstan oder in einem anderen Land der ehemaligen Sowjetunion verlassen haben, und sich nun in Marzahn oder einem anderen Stadtteil zurecht finden müssen. Es enthält zugleich einen Hinweis auf die Wahrnehmung der Spätaussiedler aus der Perspektive der Einheimischen: sie werden unterschiedslos als Russen apostrophiert. Dass ihr Pass sie in der Regel als deutsche Staatsangehörige ausweist, spielt dabei keine Rolle. Die Geschichte der Aussiedler oder Spätaussiedler, wie sie seit 1993 offiziell genannt werden, umfasst einen weiten Bogen vom Manifest der Kaiserin Katharina II. aus dem Jahr 1763, mit dem die Deutschen als erwünschte Einwanderer ins Land geholt wurden, über den Stalin-Ukas von 1941, der sie kollektiv unter den Verdacht der Nazi-Kollaboration stellte und zu ihrer Vertreibung hinter den Ural führte, bis zur aktuellen Übersiedlung nach Deutschland.

In Deutschland angekommen machen die Spätaussiedler dann die Erfahrung, dass sie als Russen, d. h. wie andere Zuwanderer eben auch, also als Ausländer gekennzeichnet werden. Wo sie als Spätaussiedler identifiziert werden, wird ihnen schnell – und gerade dann, wenn sie ihre deutsche Herkunft und altdeutsche Tugenden für sich reklamieren – ein Traditionalismus bescheinigt, der Rückständigkeit meint. Und sie treffen auf die latenten oder expliziten Vorbehalte der Einheimischen, auf die auch andere Zuwanderergruppen treffen: auf den Sozialneid, auf die Angst, dass das eigene Wohnumfeld sich zu stark verändert, auf die Konkurrenz um die wenigen Arbeitsplätze und natürlich auf die Frage, was sie eigentlich hier machen. Für die Spätaussiedler muss ergänzt werden, dass sie auch noch russische Klischees von Trinkfestigkeit, männlicher Härte und damit einer gewissen Aggressionsbereitschaft bedienen. Dieser Beitrag versucht, vorhandene Vorstellungen über Spätaussiedler als auch nicht vorhandenes Wissen über sie durch einen Blick auf Erziehung und Sozialisation in diesen Familien zu durchbrechen. Denn vor allem junge männliche Spätaussiedler sind durch ihre Erfassung in der Kriminalitätsstatistik in den Fokus der öffentlichen Wahrnehmung geraten. Dazu werde ich etwas sagen über die Zuzugsbedingungen, die quantitative Größenordnung von

⁶ Hoischen, Oliver: Die Neumarzahner. Migration ist kein Fest: Wie junge Rußlanddeutsche in Berlin zurechtkommen, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.04.2004, S. 3

Spätaussiedlern in Berlin und ihre Familienzusammensetzung. Danach richtet sich der Blick auf die Erziehungskonzepte in den Herkunftsländern, um dann den Einfluss der Migration auf diese Erziehungsvorstellungen zu untersuchen. Ein Fazit fasst die Schlussfolgerungen zusammen.

Spätaussiedler in Berlin: Zuzugsbedingungen, Größenordnung und Familienkonstellation

Gesetzliche Grundlage für den Zuzug von Spätaussiedlern in die Bundesrepublik Deutschland ist das Bundesvertriebenengesetz (BVFG). Nach § 4 Abs. 3 Satz 1 des BVFG erwerben Spätaussiedler sowie die mit ihnen aufgenommenen Abkömmlinge und Ehegatten, die bei Verlassen des Herkunftsgebiets drei Jahre mit ihnen verheiratet sind, die Rechtsstellung eines Deutschen im Sinne von Art. 116 Grundgesetz und nachfolgend nach § 7 Staatsangehörigkeitsgesetz mit der Bescheinigung nach § 15 BVFG die deutsche Staatsangehörigkeit. Als Spätaussiedler können nur deutsche Volkszugehörige im Sinne von § 6 BVFG anerkannt werden, sie müssen zudem ihren Wohnsitz in einem der im BVFG beschriebenen Aussiedlungsgebiete haben. Die Anerkennung der deutschen Volkszugehörigkeit gilt bei einem nach dem 31. Dezember 1923 geborenen Antragsteller als erfüllt, wenn er von einem deutschen Staatsangehörigen oder deutschen Volkszugehörigen abstammt, er sich zum deutschen Volkstum bekannt hat und über bereits in der Familie vermittelte deutsche Sprachkenntnisse verfügt. Nach § 6 Abs. 2 BVFG muss der Spätaussiedler-Bewerber zum Zeitpunkt der Aussiedlung in der Lage sein, ein einfaches Gespräch auf Deutsch zu führen. Diese Sprachanforderungen wurden durch ein Urteil des Verwaltungsgerichtshofs Baden-Württemberg vom 26. Juli 2002 und in zwei Revisionsverfahren des Bundesverwaltungsgerichts vom 4. September 2003 präzisiert: danach muss der Antragsteller über einen Wortschatz verfügen, der die Führung eines Gesprächs in ganzen Sätzen ermöglicht, es reicht also nicht aus, lediglich Deutsch zu verstehen.

Der Zuzug von Spätaussiedlern ist seit 1993 kontingentiert. Bis zur Änderung des BVFG 1999 galt eine Kontingentierung von 225.000 Personen pro Jahr. Das für die Aufnahme zuständige Bundesverwaltungsamt darf nach der Änderung des BVFG durch Art. 6 des Haushaltssanierungsgesetzes vom 22. Dezember 1999 nur noch 103.080 Aufnahmebescheide pro Jahr erteilen, wobei von dieser Vorgabe um bis zu 10 % abgewichen werden darf. Diese Vorgabe entspricht der Zahl der 1998 Aufgenommenen. Ein langsames Auslaufen des Spätaussiedler-Zuzugs wurde durch § 4 Abs. 1 Nr. 3 BVFG eingeleitet: danach kann nicht mehr als Spätaussiedler anerkannt werden, wer nach dem 31. Dezember 1992 geboren wurde. Welche Auswirkungen ein künftiges Zuwanderungsgesetz auf den Zuzug von Spätaussiedlern haben wird, ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht gesichert.

Der ganz überwiegende Teil der Spätaussiedler kommt aus den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion, insbesondere der Russischen Föderation, Kasachstan und der Ukraine. Seit dem Inkrafttreten des Kriegsfolgenbereinigungsgesetzes (Anfang 1993) müssen Antragsteller aus anderen osteuropäischen Staaten glaubhaft machen, dass sie am 31. Dezember 1992 oder danach Benachteiligungen oder Nachwirkungen früherer Benachteiligungen auf Grund ihrer deutschen Volkszugehörigkeit ausgesetzt waren. Dagegen wird bei Spätaussiedlern aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion ein Kriegsfolgenschicksal gesetzlich vermutet. Kamen im Jahr 1990 noch 133.872 Spätaussiedler aus Polen und 111.150 aus Rumänien und bildeten damit die zweit- bzw. drittstärkste Gruppe der Spätaussiedler, waren es 2002 noch 553 aus Polen und 256 aus Rumänien.⁷

⁷ Migrationsbericht der Integrationsbeauftragten i. Auftrag der Bundesregierung, Januar 2004, S. 34

Zugänge von Spätaussiedlern ab 1994 Bundesrepublik insgesamt, Zugänge Berlin und Berlin-Anteil bei der Aufnahme

Jahr	Zugang Bund	Zugang Berlin	Berlin Anteil in %
1994	222.591	5.741	2,58
1995	217.898	5.583	2,56
1996	177.751	4.906	2,76
1997	134.419	3.665	2,73
1998	103.080	2.741	2,66
1999	105.061	2.739	2,61
2000	95.615	2.695	2,82
2001	98.484	2.631	2,67
2002	91.416	2.522	2,76
2003	65.827	1.886	2,87
Bis 19.05.2004		477	2,7

Quelle: Zentrale Aufnahmestelle des Landes Berlin für Spätaussiedler, ZAB

Von 1990 bis 2002 kamen insgesamt mehr als zwei Millionen Spätaussiedler (2.314.691) in die Bundesrepublik.⁸ Die Ursachen für die Auswanderung sind vielschichtig: sie reichen von der schlechten wirtschaftlichen und sozialen Lage in den Herkunftsgebieten, ethnisch begründeten Benachteiligungen bis zu dem Wunsch nach Familienzusammenführung mit bereits in Deutschland lebenden Verwandten. Der Umfang des Zuzugs ist seit 1990 kontinuierlich gesunken. In das Land Berlin kamen 1994 5.741 Spätaussiedler, während es 2003 noch 1.886 waren. Die Ursachen für diesen Rückgang sind Demokratisierungsprozesse in den osteuropäischen Staaten, die zu einer Stabilisierung der Lage der deutschen Minderheiten in diesen Staaten geführt haben, die Einführung von Hilfsprogrammen (Bleibehilfen) für die deutschen Minderheiten in den Siedlungsgebieten, die Erhöhung der Anforderungen an den Sprachtest sowie ganz allgemein die Abnahme des Zuzugspotenzials.

Die in die Bundesrepublik eingereisten Spätaussiedler werden nach einer gesetzlich festgelegten Quote auf die einzelnen Bundesländer verteilt. Wie die Tabelle zeigt, liegt die Aufnahmequote für das Land Berlin bei ca. 2,7 %. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Spätaussiedler nur an dem ihnen zugewiesenen Wohnort Eingliederungs- und Sozialhilfe in Anspruch nehmen können. Diese Bindung an den Wohnort ist auf drei Jahre begrenzt und kann nur dann aufgehoben werden, wenn der Spätaussiedler Wohnung und Arbeit an einem anderen Ort nachweisen kann. Wer also als Spätaussiedler dem Land Berlin zugewiesen wurde, bleibt hier in der Regel einige Jahre. Genauere Angaben über bevorzugte Wohngebiete der Spätaussiedler innerhalb des Stadtgebiets lassen sich nicht machen, da lediglich der Zuzug in das Land Berlin statistisch dokumentiert wird. Danach werden die Spätaussiedler vom Statistischen Landesamt auf Grund ihrer deutschen Staatsangehörigkeit nicht mehr gesondert erfasst. Es stehen also auch keine eigenen Sozialdaten zur Verfügung.

Der Migrationsbericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration macht deutlich, dass sich die Zusammensetzung der aussiedelnden Familienverbände im letzten Jahrzehnt verändert hat. Der Anteil der eigentlichen Spätaussiedler in den Familien hat sich von 74 % im Jahr 1993 auf 22 % im Jahr 2002 verringert. „Demgegenüber wuchs der Anteil der in den Aufnahmebescheid einbezogenen Ehegatten und Abkömmlinge von Spätaussiedlern, die ge-

⁸ Migrationsbericht 2004, S. 33

mäß § 4 Abs. 3 Satz 2 BVFG mit ihrer Aufnahme in Deutschland gleichfalls Deutsche im Sinne von Art. 116 Abs. 1 GG und nach § 7 Abs. 2 BVFG dem Spätaussiedler in leistungsrechtlicher Hinsicht im wesentlichen gleichgestellt werden, im gleichen Zeitraum von ca. einem Viertel auf etwa 64 %.⁹ Ursache für diese Veränderung in der Familienzusammensetzung ist die steigende Zahl gemischtnationaler Ehen, vor allem aber der Umstand, dass viele Aufnahmebewerber die sprachlichen Voraussetzungen für eine Anerkennung als Spätaussiedler nicht mehr erfüllen. Diese Entwicklung gilt natürlich auch für die dem Land Berlin zugewiesenen Spätaussiedlerfamilien, und sie erschwert die Integration, da die nichtdeutschen Familienangehörigen in der Regel nicht über ausreichende deutsche Sprachkenntnisse verfügen. Auf der anderen Seite kann nicht übersehen werden, dass 75 % der im Jahr 2002 zugezogenen Spätaussiedler unter 45 Jahre waren, was für die Altersstruktur der hiesigen Bevölkerung einen Verjüngungseffekt bedeutet.

Erziehung in Spätaussiedlerfamilien: Konflikte und Chancen

Auf Grund der geschilderten gesetzlichen Voraussetzungen vollzieht sich der Zuzug von Spätaussiedlern und ihrer nichtdeutschen Familienangehörigen im Familienzusammenhang oder in der Form von mehrere Generationen umfassenden Großfamilien. Die Familie ist für diese Gruppe die primäre Bezugsgröße, und es ist naheliegend anzunehmen, dass der Familie im Integrationsverlauf eine herausragende Bedeutung zukommt. Erziehungsvorstellungen und Sozialisationsprozesse sind ohne die Erfahrung der Migration und der durch sie vermittelten Brüche und Herausforderungen in diesen Familien nicht denkbar. Doch bevor die Auswirkungen der Migration betrachtet werden, ist es sinnvoll, die mitgebrachten Voraussetzungen in den Blick zu nehmen. Welche Erziehungsvorstellungen gelten in den Herkunftsländern und welche Rolle spielt dort die Familie?

Erziehung und Familie in den Herkunftsländern

Die Situation in den Herkunftsländern der Spätaussiedler, also vor allem der Russischen Föderation, Kasachstan und der Ukraine, ist neben allen wirtschaftlichen und sozialen Problemlagen gekennzeichnet durch einen Rückgang staatlicher Fürsorge in einer ehemals kollektivistisch geprägten Gesellschaft. Da in der sozialistischen Gesellschaft beide Elternteile berufstätig waren, wurden Erziehungsaufgaben an Schulen und staatliche Einrichtungen delegiert. In diesem stark gelenkten Schulsystem hatten Lehrer in wesentlich stärkerem Maß als hier die Aufgabe, nicht nur zu unterrichten, sondern auch zu erziehen. Zur Durchsetzung sozialistischer Erziehungsideale waren sie mit einer Autorität ausgestattet, die Respekt und Disziplin einforderte. Diese Erziehungsfunktion von Schule und anderen staatlichen Einrichtungen muss betont werden, denn sie fällt nach der Aussiedlung nach Deutschland weg. Zugleich gab es das in der sowjetischen Gesellschaft grundlegende Recht auf Arbeit, flankiert von sozialen Leistungen wie dem öffentlichen Wohnungsbau, dem öffentlichen Gesundheitswesen und den in staatlichen Bildungseinrichtungen vermittelten Orientierungen.

Mit dem Zerfall dieser Strukturen und den damit verbundenen Umbrüchen hat sich die Bedeutung der Familie drastisch verändert: „Die Gesellschaft ist schnell und weit auseinander gedriftet, eine neue Mittelschicht bildet sich nur langsam heraus. Als Motor und Träger wirtschaftlicher Aktivitäten hat sie sich noch nicht etablieren können. Vor diesem Hintergrund befindet sich die russische Jugend in einer schwierigen Lage. Sie werden vom Staat nicht mehr so wie früher umworben. We-

⁹ Migrationsbericht 2004, S. 30

gen der knappen öffentlichen Mittel kann er ihr kaum noch Perspektiven anbieten. Seine ehemals vorhandene Verantwortung und Fürsorge für die Kinder und Jugendlichen hat er abgegeben, in die Familien abgeschoben. Nicht mehr der Staat ist zuvorderst für die Chancen der Kinder und Jugendlichen zuständig, die Familien und ihr ökonomischer Status sind entscheidend.“¹⁰ Wenn Zukunft kaum noch gesellschaftlich vermittelt werden kann, richten sich die Zukunftshoffnungen vehement auf die eigenen Kinder. Daraus resultiert eine lang anhaltende Familienbindung, auch finanziell, sowie die Pflege von Beziehungen im sozialen Nahbereich und die gegenseitige Unterstützung in Netzwerken. Die finanzielle Familienbindung ist um so notwendiger, als der nach-sozialistische Staat eine den deutschen Standards vergleichbare soziale und finanzielle Unterstützung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Bildung, Ausbildung und im Studium nicht gewährt.

Für die deutschen Minderheiten in den sowjetischen und postsowjetischen Gesellschaften gilt diese Bindung an die Familie noch stärker. Für jede Minorität ist die Familie ein Rückzugsraum vor den jeweiligen gesellschaftlichen Anforderungen, der Selbstvergewisserung gewährt. Gleichzeitig erfordert die Minoritätenlebenslage die Entwicklung von Strategien, die das eigene Überleben und die Zukunft sichern. Dazu gehört die Bereitschaft, mit Blick auf die Zukunft der Kinder, also mit Blick auf deren Bildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten „Kompromisse eingehen zu müssen und kreative Strategien der Anpassung zu entwickeln.“¹¹ Es ist sicherlich nachvollziehbar, dass ein Minoritätenbewusstsein mit einer eigenen Verfolgungs- und Deportationsgeschichte eine besondere Aufmerksamkeit gegenüber den Veränderungen in der politischen Großwetterlage entwickelt und darauf entsprechend sensibel reagiert und seine Handlungsstrategien modifiziert.

In Bezug auf die jüngste Entwicklung muss an dieser Stelle eine Ergänzung gemacht werden. Das Rollenverhalten in den Spätaussiedlerfamilien gilt als überwiegend traditionell geprägt. Die Autorität der Eltern ist meist unangefochten, und der Vater repräsentiert als Oberhaupt die Familie nach außen, während die Mutter den Binnenbereich der Familie dominiert. Das gilt allerdings nicht mehr für die jetzt zuwandernde Generation von Spätaussiedlern, da sich bei ihnen die Gleichberechtigung so weit durchgesetzt hat, dass beide die Außenrepräsentanz der Familie übernehmen. Auf diese Weise wird ein Werte- und Normensystem transportiert, in dem konservative Tugenden wie Ordnung, Fleiß und Sauberkeit als wichtig gelten. Bei dieser generalisierenden Betrachtung ist einschränkend zu ergänzen, dass sie individuelle Voraussetzungen in den Familien wie Bildungsstand, gesellschaftlicher Status etc. nicht berücksichtigt.

Dieses traditionelle Bezugssystem wird von zwei Seiten infrage gestellt. Wenn auf Grund der wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Vater oder beide Elternteile arbeitslos werden, können sie ihre Repräsentanzfunktionen kaum noch wahrnehmen und verblassen als Vorbilder. Auf der anderen Seite suggerieren die Bezeichnungen „Spätaussiedler“ oder „Aussiedler“ oder „Russland-Deutscher“ eine Homogenität in den zuwandernden Familien, die de facto nicht mehr existiert. Wie bereits im zweiten Teil dieses Beitrags erwähnt, ist der Anteil der Spätaussiedler in den zuwandernden Familien im letzten Jahrzehnt kontinuierlich gesunken, während der Anteil der nichtdeutschen Ehegatten und Abkömmlinge gestiegen ist. Viele, „der in

¹⁰ Schäfer, Heiner: „Junge Russen“ in Deutschland – Aussiedler verloren zwischen Herkunft und Zukunft? In: Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention (Hrsg.): Die mitgenommene Generation. Aussiedler-jugendliche – eine pädagogische Herausforderung für die Kriminalitätsprävention, München 2002, S. 15

¹¹ Herwartz-Emden, Leonie: Erziehung und Sozialisation in Aussiedlerfamilien. Einwanderungskontext, familiäre Situation und elterliche Orientierung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 7-8/97, S. 5

den letzten Jahren ausgereisten Familien haben sich im Laufe der Zeit in den Herkunftsgebieten weitgehend an den jeweiligen Lebenskontext angepasst und ihre (noch Generationen vorher vorhandene) spezifisch an Deutschland orientierte Alltagskultur freiwillig aufgegeben.“¹² Heiraten außerhalb der eigenen ethnischen Gruppe sind normal wie das Hören von russischer Rockmusik, russische Freunde hatte man sowieso von Anfang an. Die Annahme, dass die Spätaussiedler auf Grund ihrer deutschen Volkszugehörigkeit besonders leicht zu integrieren seien, bzw. sie überhaupt nicht im Kontext von Migration zu betrachten sind, wird damit zunehmend fragil.

Erziehung und Sozialisation im Kontext von Migration

Was Migration konkret für den Einzelnen bedeutet, wird vielleicht am leichtesten verständlich, wenn man an dieser Stelle eine Perspektivübernahme zwischen-schaltet. Ich gehe also den umgekehrten Weg. Ich verfüge über rudimentäre, zudem dialektal gefärbte russische Sprachkenntnisse, die aber ausreichen, um den für die Aussiedlung nach Russland oder Kasachstan notwendigen Sprachtest zu bestehen. Meine Frau und meine Kinder sprechen kein Wort Russisch. Nach der Ankunft in Karaganda oder Moskau absolvieren wir einen sechsmonatigen Sprachkurs. In diesem Kurs möchte ich ganz besonders gut sein, denn ich habe schließlich Vorkenntnisse, tatsächlich aber lernen meine Frau und meine Kinder viel schneller Russisch als ich, ich werde im Sprachkurs also immer stiller und meine Lernerfolge verschlechtern sich immer mehr. Außerdem bedient sich die Lehrerin einer Didaktik, die ich nicht begreife, sie scheint auch schlecht qualifiziert zu sein. Nach sechs Monaten bin ich also nicht in der Lage, mich der russischen Sprache als Verkehrssprache zu bedienen. Ich erfahre nun, dass meine in Deutschland erworbenen Abschlüsse und Qualifikationen nicht anerkannt werden, in Beratungsgesprächen wird mir zu verstehen gegeben, so weit ich das verstehen kann, denn nicht immer ist ein Dolmetscher in der Nähe, dass mein Beruf hier keine Chancen hat, ich also in meinem Alter gefälligst einen neuen lernen soll. Weil meine Kinder keinen Kontakt mit den hiesigen Jugendlichen finden, hängen sie in deutschen Jugendcliquen auf der Straße herum. Auf genau dieser Straße wird mir auch direkt oder indirekt die vorwurfsvolle Frage gestellt, was ich als Deutscher denn hier will, während ich doch eigentlich Russe bin. Außerdem verstehe ich die Verhaltensweisen der Menschen um mich herum nicht, sie folgen einem „hidden curriculum“, das mir unverständlich bleibt...

Diese soziale Phantasie mag man für einseitig halten, sie reflektiert allerdings erste Erfahrungen von Spätaussiedlern – und nicht nur von ihnen - in Deutschland. Am Anfang stehen in der Regel Entwertungen und Desillusionierungen. Entwertungen deshalb, weil erworbene Qualifikationen nicht anerkannt werden, weil bestimmte Berufe wie z. B. Feldscher oder Melkerin hier überhaupt nicht existieren, weil die eigene Sprachkompetenz als Integrationshindernis diskreditiert wird und Desillusionierungen nicht zuletzt deshalb, weil in den Herkunftsländern kursierende Vorstellungen von Deutschland sich als unrealistisch erweisen. Da in diesem Kontext die Bedeutung von Familie eher noch wächst, ist es sinnvoll, die Auswirkungen von Migration auf vorhandene Erziehungsvorstellungen zu überprüfen.

Dazu greife ich an dieser Stelle zunächst Forschungsergebnisse auf, die im wesentlichen in Niedersachsen gemacht wurden, aber weitgehend übertragbar sein dürften. Zusammengefasst ergibt sich folgendes Bild: Der Familie kommt in der Migrationssituation eine herausragende Bedeutung zu. Die mit Migration verbundenen Unsicherheiten erzeugen Konfliktpotenziale, die wiederum in den Familien be-

¹² Schäfer a.a.O., S. 20

wältigt werden müssen. Die deutsche Staatsbürgerschaft gewährt der Gruppe der Spätaussiedler rechtliche und soziale Statusvorteile gegenüber anderen Einwanderergruppen, evoziert aber auch einen besonderen Assimilationsdruck. Im Bereich von Erziehung und Sozialisation findet eine Konfrontation der mitgebrachten Vorstellungen mit der leistungsorientierten, individualistisch ausgerichteten westlichen Erziehung statt, bei der die Persönlichkeit des Kindes im Vordergrund erzieherischer Aktivitäten steht. Damit wird die schulische und berufliche Zukunft des Kindes zu einer persönlichen Herausforderung für die Familie. Befragte Aussiedlerinnen befürworteten „kontrollierende“ Erziehungseinstellungen, die autoritär bestimmende Verhaltensweisen einschließen, befürworteten aber zugleich den Erziehungsstil der Permissivität. Die traditionell dominante Rolle der Mütter im Erziehungsbereich in den Herkunftsländern wird hier konfrontiert mit der Vorstellung, dass Aspekte der Macht im Erziehungsverhalten eher an den Vater delegiert werden. Die Mütter sind also von den erlebten Veränderungen besonders betroffen, da sie die Hauptverantwortung in den Familien für Beziehung und Betreuung der verschiedenen Generationen tragen. Und: Entscheidend ist die Integrationserwartung; Eltern in Spätaussiedlerfamilien haben den Anspruch, ihre Kinder in diese hiesige Gesellschaft zu integrieren und sind deshalb auch bereit, ihre eigenen Vorstellungen zu überprüfen bzw. an neue Erfordernisse anzupassen.¹³

Ich möchte diese Ergebnisse zu den Auswirkungen von Migration in Spätaussiedlerfamilien um einen weiteren Aspekt ergänzen. Jemand, der einen Migrationsprozess durchläuft, erlebt eine Abtrennung von seinen Ursprüngen und erfährt einen tiefgreifenden Transformationsprozess, in dem Entwertungen und Unsicherheiten im Status sowie in den soziokulturellen Techniken, aber auch Erwartungen, Hoffnungen und neue Chancen stehen. Im Spiegel der Mitglieder der aufnehmenden Gesellschaft erfährt er sich selbst als Fremden, genauer gesagt als Außenseiter. Auch wenn diese aufnehmende Gesellschaft ihm offiziell die Staatsbürgerschaft übergibt und ihn damit zu einem formal gleichberechtigten Bürger dieses Staates macht, ist sein soziales Außenseitertum dadurch nicht aufgehoben. In der gegenwärtigen Debatte zu Migrationsprozessen erscheint an dieser Stelle häufig der Begriff der Identität. In einem Migrationprozess entstünden also Identitätskonflikte in dem Sinne, dass eine „alte“ Identität durch eine neu zu erwerbende ersetzt wird. Dieser Begriff erscheint mir insofern problematisch, als er in seiner Statik einen Zustand suggeriert, der nach einer gewissen Krise zu einer neuen Selbstdefinition geführt hat als, ja als was eigentlich, als Deutscher als Russe, als Migrant? Die ethnischen Implikationen des Identitätsbegriffs unterschlagen die realen sozialen Konflikte des Außenseiters. Produktiver scheint mir dagegen ein anderer Aspekt zu sein, der die Dynamik und Problematik von Migrations- und Integrationsprozessen eher verstehbar macht, nämlich der der Anerkennung.

Philosophisch gesprochen, soweit mir das möglich ist: Anerkennung ist ein wesentlicher Mechanismus zur Ausbildung des Individuums wie der Gemeinschaft. Das Subjekt ist von Anfang an intersubjektiv konstituiert, d.h. es kann sich selbst ausschließlich mit Blick auf ein anderes Selbst denken. Es erwirbt seine Identität nur dadurch, dass seine Fähigkeiten und Qualitäten durch andere anerkannt werden. Nach Honneth hat dieser Prozess der Anerkennung sowohl ein integrierendes als auch ein individuierendes Moment. Sozialisation und Individuation arbeiten also im Verbund und nicht in Opposition zueinander. Insofern die Anerkennung eines Individuums durch den Anderen eine Form der Versöhnung zwischen zwei Subjekten

¹³ Vgl. Herwartz-Emden, a.a.O. Forschungsprojekt FAFRA (Familienorientierung, Frauenbild, Bildungs- und Berufsmotivation von eingewanderten und westdeutschen Frauen in interkulturell vergleichender Perspektive), Universität Osnabrück 1991-1997

bildet, stellt sie die Basis für einen sozialen Zusammenhalt, also Vergesellschaftung bereit. Aber in dem Maße, in dem ein Subjekt durch die Anerkennung „auch Teile seiner unverwechselbaren Identität [kennenlernt]“, wird es „dem anderen auch wieder als ein Besonderes entgegengesetzt sein“.¹⁴ Aus dieser Perspektive ist die Anerkennung das Vehikel für Individuation. Darüber hinaus konstatiert Honneth, dass das Element von Negativität, das jedes beliebige sittliche Gleichgewicht destabilisiert, in unvollkommener Anerkennung seinen Ursprung hat: Der Grund, warum die Subjekte „die sittlichen Verhältnisse, in denen sie sich ursprünglich vorfinden“, verlassen müssen, besteht darin, dass „sie ihre besondere Identität nicht vollständig anerkannt finden“.¹⁵ Aus unzureichender Anerkennung resultierende Verletzung und Leiden treiben Individuen dazu, einen bestimmten Zustand sittlichen Lebens aufzugeben und für die Schaffung neuer Verhältnisse zu kämpfen, in denen ihre Identität in einer angemesseneren Weise anerkannt wird.

Für das hier in Rede stehende Thema bedeutet das folgendes: Integration kann nicht definiert werden als einseitige ethnisch-kulturelle Assimilation oder Angleichung an das Deutsche. Integration ist nur vorstellbar als ein jahrelanger Prozess, der im Laufe der Zeit ungeachtet aller krisenhaften Erscheinungen Möglichkeiten der wechselseitigen Anerkennung eröffnet. Diese Anerkennung vollzieht sich im wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und sozialen Bereich, und sie ist nur durch die Teilhabe an diesen Bereichen möglich. Wenn eine verantwortliche Teilhabe die Voraussetzung für eine gelingende Integration ist, gilt umgekehrt, dass Marginalisierungs- und Desintegrationsprozesse dort entstehen, wo die Teilhabe als gering eingeschätzt wird.

Integration hat eine sprachliche, soziale, berufliche, eine rechtlich-formale sowie eine gesellschaftliche Komponente. Diese Komponenten können nicht unabhängig voneinander betrachtet werden, sie bedingen sich gegenseitig, und die Summe dieser Faktoren macht aus, was mit dem Stichwort ‚Integration‘ gemeint ist. Die Integration stellt Forderungen an die Zuwandernden, aber auch an hiesige Personen, sie betrifft den rechtlichen Status des Aufenthaltes, aber auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen: „Diese Bedingungen können Integrationsprozesse fördern oder behindern, und sie scheinen eindeutig wichtiger zu sein als Persönlichkeitsfaktoren. Dies gilt vor allem, wenn die Eingliederungsambitionen von Personen gering sind.“¹⁶

Ins Blickfeld der Kriminalitätsprävention sind in den letzten Jahren junge männliche Spätaussiedler gekommen, genauer gesagt, ein kleiner Teil von ihnen, der aber durch seine Präsenz in den Medien die Wahrnehmung von Spätaussiedlern in Deutschland dominiert. Sie sind, wenn auch nicht alle, aufgewachsen in homogener russischer Umgebung und sie bestehen auf ihren in den Herkunftsländern erworbenen Prägungen, verweigern daher beharrlich die Integration in die deutsche Gesellschaft und definieren sich selbst als Russen: „Sie haben und machen Probleme, begehen immer wieder Straftaten und sind gegen pädagogische Bemühungen weitgehend immun.“¹⁷ Sie bestätigen zweierlei, nämlich einerseits die These, dass Individuen, die aus Verletzungen an unzureichender Anerkennung mangels einer Teilhabe leiden, sich eigene Räume schaffen, in denen ihre Identität in einer angemesseneren Weise anerkannt wird. Zum anderen bestätigen sie die Annahme, dass die Integration von Spätaussiedlern nur noch sehr begrenzt eine Art „Sonder-

¹⁴ Honneth, A.: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt a. M. 1992, S. 31

¹⁵ Honneth, a.a.O., S. 32

¹⁶ Schäfer, a.a.O., S. 28

¹⁷ Schäfer, a.a.O., S. 12

fall“ von Migrationsproblemen darstellt. Auch die Gruppe der Spätaussiedler, eben weil der Anteil der eigentlichen deutschstämmigen Spätaussiedler in diesen Familien in den letzten zehn Jahren kontinuierlich gesunken ist, unterliegen ähnlichen Integrationsproblemen wie andere Zuwanderergruppen auch. Aus diesem Grund sind auch die „Ergebnisse aus migrationssoziologischen Forschungen und die Praxis interkultureller Erziehung und Bildung ... für die Aussiedlerarbeit von hoher Relevanz“.¹⁸

Die „jungen Russen“ belegen zudem die Problematik von ethnisch begründeten Identitätsentwürfen, die den aktuellen eigenen sozialen Kontext nicht mitreflektieren, diese Selbstentwürfe sind geradezu ein Integrationshindernis. Das gilt umgekehrt auch für diejenigen Spätaussiedler, die sich exponiert als Deutsche verstehen. Sie waren in den Herkunftsländern deutsche Volkszugehörige, und für sie ist die Übersiedlung nach Deutschland in gewisser Weise eine Rückkehr zum Ursprung. Damit sind konflikträchtige Erwartungshaltungen verbunden, die notwendigerweise enttäuscht werden müssen. Denn in Deutschland wird ihnen keineswegs ein roter Teppich zur Begrüßung ausgerollt, sondern sie werden wie andere Migranten auch als Ausländer wahrgenommen. Diese Enttäuschung, wiederum aus unvollkommener Anerkennung, kann zu Ressentiments gegenüber anderen Migrantengruppen führen, deren Zuwanderung nicht als ethnisch-historisch legitimiert empfunden wird, insbesondere wenn die allgemeine wirtschaftliche Lage sich verschlechtert.

Fazit

Ich kehre zusammenfassend zu dem Aspekt der Erziehung in Spätaussiedlerfamilien zurück. Die Migrationssituation konfrontiert tradierte Erziehungsvorstellungen mit individualistischen und permissiven Erziehungskonzeptionen. Dabei kommt es zwangsläufig zu einer Vermischung beider Erziehungsstile, aber damit ist noch nicht sehr viel gesagt. Den Anerkennungskonflikten, denen Eltern und Jugendliche ungeachtet aller äußeren Unsicherheiten und Sicherheiten unterliegen, ist mit bloßen Identitätsentwürfen nicht beizukommen. Anerkennungsmöglichkeiten können sich nur in gesellschaftlicher Teilhabe eröffnen. Dazu gehört auch die Möglichkeit, die eigene Andersartigkeit zu akzeptieren, nicht als identitäre Fixierung, aber z. B. durch Rückzugsmöglichkeiten in Gewohntes sich dieser Andersartigkeit zu versichern. „Erfolgreiche Aufnahmeprozesse setzen deshalb nicht allein auf die Bereitschaft der jungen Russinnen und Russen, deutsch zu sprechen, in der Schule zu lernen, im Beruf zu arbeiten sowie das Grundgesetz und die deutschen Gesetze zu befolgen, sondern bieten auch etwas an. Ihnen muss Raum gegeben werden, ihre Andersartigkeit und Vielfalt ausleben zu können.“¹⁹ Zu ergänzen wäre, dass das nicht nur für die zitierten jungen Russen gilt, sondern auch für die Spätaussiedler insgesamt.

Die Familie spielt im Integrationsprozess der Spätaussiedler eine herausragende Rolle. Wenn die Eltern in der Lage sind, die eigene Lebenssituation in ihren Brüchen und in ihren Chancen angemessen zu reflektieren, können sie gegenüber ihren Kindern etwas leisten, das man vielleicht verstehende Zuwendung nennen könnte. Denn die Schwierigkeiten junger Spätaussiedler gehen über „normale“ jugendtypische Probleme deutlich hinaus: „Zum einen gilt es, kulturübergreifend jugendtypische, psychische und physische Entwicklungsschritte zu bewältigen und den Schritt in die Erwachsenenwelt zu vollziehen, zum anderen kommen die jungen Aussiedler mit Wert- und Normvorstellungen, die den in Deutschland vorherrschen-

¹⁸ Töwe, C.: Hilfen zur Integration jugendlicher Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler in Hamburg. Projektbericht. Amt für Jugend, Hamburg 2000, S. 54. Zitiert nach: Schäfer, a.a.O., S. 13

¹⁹ Schäfer, a.a.O., S. 28

den Standards nicht entsprechen und somit zusätzlich eine soziokulturelle Integrationsleistung in die Aufnahmegesellschaft erfordern.²⁰ Zu hinterfragen wäre, ob die Normvorstellungen der jungen Aussiedler wirklich überhaupt nicht den deutschen Standards entsprechen, aber wenn diese Jugendlichen innerhalb einer verstehenden Zuwendung ihrer Eltern die Möglichkeit bekommen, ihre Erfahrungen, ihre Schwierigkeiten und ihre Irritationen zu artikulieren, wird ihr Sozialisationsprozess abgefedert. Voraussetzung hierfür ist natürlich, dass die Integrität und sicherlich auch die Autorität der Eltern gewahrt ist und sie selber in der Lage sind, Konflikte zu artikulieren. Auf der anderen Seite orientieren sich Kinder und Jugendliche auf Grund ihrer Aufnahmefähigkeit oftmals leichter und schneller an der deutschen Gesellschaft als ihre Eltern. Sie fungieren im Gespräch zwischen Schule und Eltern oder bei Behördengängen als Übersetzer und übernehmen damit eine wichtige Vermittlungsfunktion.

Problematisch für die jugendlichen Spätaussiedler wird es indes, wenn die Erziehungsfunktion der Eltern auf Grund deren eigener Überforderung weitgehend entfällt. Um gerade diese jungen Menschen zu fördern, „müssen die pädagogischen Akteure die Zielgruppe kennen. Dazu gehören nicht nur die Jugendlichen selbst, sondern auch deren Familien und nicht zuletzt ihre Herkunft.“²¹ Gerade weil Eltern und Familie für diese Jugendlichen nach der Übersiedlung einen hohen Stellenwert haben bei der Orientierung in einer neuen und fremden Umgebung, ist es zudem notwendig, die Eltern bei ihrer Erziehungsaufgabe zu unterstützen. Denn die Erziehung in der Familie ist nur die eine Seite des komplexen Integrationsprozesses, dazu muss ein äußerer Rahmen kommen, der flankierende und unterstützende Maßnahmen umfasst. Die Anforderungen an den Erziehungsauftrag der Eltern steigen durch die mit der Zuwanderung verbundenen Konflikte.

In der gegenwärtigen Diskussion über Zuwanderung – nicht nur von Spätaussiedlern – steht die Darstellung der damit verbundenen Konflikte und Probleme häufig im Mittelpunkt, und dieser Beitrag bestätigt das in gewisser Weise. Dagegen unterschlagen harmonistische Multikulti-Vorstellungen jeweils die konkrete Härte der mit Zuwanderung verbundenen existentiellen Fragestellungen und Anerkennungskonflikte. Zum Abschluss hier also noch ein Blick auf die Chancen, nicht nur für die Spätaussiedler selbst, sondern auch für die aufnehmende Gesellschaft. Schließlich bringen die Spätaussiedler Potenziale mit, Potenziale, die allerdings auch erkannt und gefördert werden müssen. An erster Stelle steht hierbei die Sprache. Die Kenntnis der russischen Sprache ist eine Kompetenz und kein Integrationshindernis. Ein Kind oder ein Jugendlicher mit russischer oder deutscher und russischer Muttersprache, der hier in der Schule sein Deutsch verfeinert und noch Englisch dazu lernt, hat eine Sprachkompetenz, die ihn bestens positioniert. Seine Sozialisation vollzieht sich in zwei, sehr verschiedenen Gesellschaften: er oder sie erwirbt also interkulturelle Kompetenz. Und: erfolgreiche Integration sieht man nicht, weil sie nicht auffällt. Über die fast 2,5 Millionen Spätaussiedler, die heute in der Bundesrepublik insgesamt leben, erscheint kaum etwas in den Medien, weil sie nicht interessant genug, also trüchtig für Schlagzeilen sind.

Danksagung: Mein Dank gilt der Leiterin der Beratungsstelle in der Zentralen Aufnahmestelle für Aussiedler des Landes Berlin beim Landesamt für Gesundheit und Soziales, Frau Nelli Stanko. Weiter danke ich Frau Christine Fiedler aus dem

²⁰ Luff, J.: Kriminalität von Aussiedlern. Polizeiliche Registrierungen als Hinweis auf misslungene Integration?

Bayerisches Landeskriminalamt, München 2000, S. 18. Zitiert nach Schäfer, a.a.O., S. 29

²¹ Schäfer, a.a.O., S. 13

Arbeitsbereich Spätaussiedler beim Beauftragten für Integration und Migration des Senats von Berlin.

Literatur:

- a) Deutsches Jugendinstitut e.V., Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention (Hrsg.): Die mitgenommene Generation. Aussiedlerjugendliche - eine pädagogische Herausforderung für die Kriminalitätsprävention, München 2002
- b) Herwartz-Emden, Leonie: Erziehung und Sozialisation in Aussiedlerfamilien. Einwanderungskontext, familiäre Situation und elterliche Orientierung. Aus Politik und Zeitgeschichte, B7-8, 1997
- c) Hoischen, Oliver: Die Neumarzähler. Migration ist kein Fest: Wie junge Rußlanddeutsche in Berlin zurechtkommen. FAZ vom 17.04.2004, S. 3
- d) Migrationsbericht der Integrationsbeauftragten im Auftrag der Bundesregierung. Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration, Januar 2004
- e) Info-Dienst Deutsche Aussiedler, Zahlen, Daten, Fakten Nr. 116, September 2003, hrsg. vom Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten

3 Erziehung in Unterschichtfamilien Dr. Carsten Wippermann, Institut Sinus Sociovision, Heidelberg

Die hier dokumentierte Analyse von Erziehungszielen und Erziehungsstilen in Unterschichtfamilien ist Teil eines Projekts von Sinus Sociovision und dem Deutschen Caritasverband, das Grundlagenwissen für ein Handlungskonzept zur präventiven Elternbildung erarbeitet. Den sozialwissenschaftlichen Analyse- und späteren Handlungsrahmen bilden die Sinus-Milieus[®] der Unterschicht: Hedonisten und Konsum-Materialisten.

Ausgangslage ist, dass die „klassischen“ (sucht-) präventiven Angebote der Elternbildung in der Regel Eltern aus der Mittelschicht erreichen, kaum aber Familien aus der Unterschicht. Dies hat zum Teil demographische Ursachen (geringes Einkommen, geringe Bildung), vor allem aber soziokulturelle Gründe: Die lebensweltlichen Parameter der Angebote (implizierte Werte, Kommunikationsstil, Sprache, Ästhetik, Gestus) sind nicht oder nur unzureichend auf diese Klientel ausgerichtet. Um diese besser zu verstehen und Angebote besser auf sie ausrichten zu können, wurde eine qualitative Befragung²² von Müttern mit Kindern im Alter zwischen 4 und 15 Jahren zu Erziehungszielen und Erziehungspraktiken durchgeführt. Im Folgenden wird von den grundsätzlich wichtigen Differenzierungen abstrahiert und werden nur die typischen Erziehungsstile von Müttern in der Unterschicht in Form dichter Beschreibungen portraitiert.

Der Erziehungsstil in der sozialen Unterschicht ist permissiv und wenig lenkend. Die Mütter erlauben (bzw. fordern), dass das Kind sein Verhalten selbst steuert. Im Rahmen dieser permissiven Erziehung zeigen sich zwischen den Milieus je eigene Modalitäten:

- a) Hedonisten haben einen nachgiebigen Erziehungsstil: Sie sind tolerant, warmherzig und dem Kind zugewandt, üben aber gleichzeitig wenig Lenkung aus und stellen wenig Forderungen an das Kind. Vor dem Hintergrund der Maxime größtmöglicher Freiheit versuchen sie, so wenig wie möglich zu reglementieren und wollen das Kind nicht einschränken.

²² Nähere Informationen zur Studie (Hintergrund, Forschungsdesign, Verwendung etc.) direkt beim sozialwissenschaftlichen Institut Sinus Sociovision, Heidelberg.

b) Konsum-Materialisten haben einen vernachlässigenden Erziehungsstil. Die Mütter sind in der Erziehung weitgehend unbeteiligt. Sie erfüllen äußerlich die notwendigen und sozial erwünschten Pflichten, haben sich aber innerlich aus ihrer Erziehungsaufgabe zurückgezogen. Ihre emotionale Zuwendung ist auf wenige sporadische Situationen beschränkt (meistens ihr eigenes Bedürfnis, mit dem Kind zu kuscheln), orientiert sich selten an den Bedürfnissen des Kindes und ist nicht auf Kontinuität angelegt. Die Mütter haben kaum Interesse und Übung, das Verhalten des Kindes auf der Grundlage eigener Erziehungsziele zu bewerten und entsprechend zu lenken.

a) Mütter aus dem hedonistischen Milieu

Das Milieu „Hedonisten“ ist Teil der modernen Unter- und Mittelschicht. Die Identität von Menschen dieses Milieus konstituiert sich durch folgende Grundorientierung: Suche nach Spaß, Unterhaltung und Bewegung (Fun und Action, On-the-road-sein); Ausbrechen aus den Zwängen des Alltags; frei und ungebunden sein, anders sein als die „Spießer“.

Spaß an Provokation, Suche nach starken Reizen, demonstrative Unangepasstheit, im Berufsalltag äußerliche Anpassung mit geringer Identifikation; in der Freizeit Eintauchen in subkulturelle Gegenwelten.

Lebenslage:

Die von uns befragten Mütter sind in einem breiten Altersrange zwischen 24 und 41 Jahren. Beruflich sind die meisten halbtags als einfache Angestellte oder Freelancer (in etwa wie „Jobber“, d. R.) tätig, z. B. als Krankenschwester, Friseurin, Schneiderin, Postangestellte oder Mitarbeiterin im Call-Center. Lediglich eine Mutter ist „nur“ Hausfrau. Selten entsprechen die familiären Verhältnisse hedonistischer Mütter dem Modell der bürgerlichen Familie. Nicht die vollständige Kleinfamilie, sondern die Patchwork-Familie und Alleinerziehende sind der Normalfall: Viele Frauen wurden vom Vater ihres Kindes während der Schwangerschaft oder bald nach der Geburt verlassen oder haben sich von ihm getrennt. Oft ist der aktuelle Lebenspartner nicht der Vater des Kindes. Kinder einer Familie haben zum Teil verschiedene leibliche Väter.

Die finanziellen Verhältnisse sind begrenzt. Erschwert wird die Lebenslage durch eine problembeladene Biographie (Kinderheim, unfreiwillige Schwangerschaft, Drogenkontakt/-abhängigkeit etc.), ein gespanntes Verhältnis zu den eigenen Eltern sowie zu früheren Partnern und zu den Vätern der Kinder. Einige befinden sich mitten im Prozess der psychischen Verarbeitung ihrer Elternbeziehung (autoritärer Erziehungsstil; Gefühl, nicht geliebt worden zu sein), sind aber zugleich auf die Unterstützung ihrer Eltern – finanziell und/oder für die Alltagsorganisation (Babysitting) – dringend angewiesen.

Freizeit, Hobbys:

Hedonistische Mütter trauern ihrer früheren Unabhängigkeit und freien Zeit nach. Sie beklagen, dass ihre Freizeit auf wenige Stunden pro Woche reduziert sei. Tanzen, Nächte durchfeiern, Aerobic, Bowling, Joggen, Tennis, Schwimmen, Sauna, Lesen – all diese Hobbys können sie nur noch selten ausüben. Subjektiv leiden sie unter dem Verlust ihrer Lebensqualität, worunter sie umfangreiche und ausgefüllte Freizeit verstehen. Doch objektiv haben viele pro Tag – wenn die Kinder in Hort oder Schule sind und der Haushalt erledigt ist – immerhin 2-3 Stunden freie Zeit, die sie allerdings nicht aktiv nutzen:

„Hobbys hab' ich eigentlich keine richtig mehr. Unter der Woche lieg' ich auf der Couch, mach gar nix, weil mein Hirn dann nämlich leer ist. Ab und zu les' ich, aber eigentlich nur in der Badewanne, weil ich dann am Besten entspannen kann.“

In der Regel organisieren hedonistische Mütter ihre Freizeit nicht. Sie haben Aversionen und Vorbehalte gegen konventionelle (Sport-) Vereine und werden nur spontan und sporadisch aktiv. Ihre unausgefüllte Freizeit führen sie nicht auf eine eigene Antriebsschwäche zurück, sondern schieben anderen „die Schuld“ daran zu. Wenn es in Ausnahmefällen gelingt, eine Routine einzurichten (z. B. einmal pro Woche ins Wellnessbad oder ins Fitness-Studio), sind sie darauf stolz und verteidigen diese für sie „heilige Stunde“. Nach dem unfreiwilligen Verlust ihrer Hobbys stehen nun – so betonen viele – ihre Kinder im Mittelpunkt ihres Lebens; diese seien oft nicht nur an die Stelle ihrer Hobbys getreten, sondern selbst zum Hobby geworden:

„Ich hab' vier Männer im Haus, einen Mann und drei Söhne. Meine Hobbys? Na ja, die Kinder (lacht). Da bleibt nicht viel Zeit für Hobbys.“

Die Stilisierung der eigenen Kinder und Identifikation mit der Mutterrolle ist bei den meisten Fassade von tief verwurzelt Sarkasmus, von Resignation und Ablehnung. Zeit mit ihren Kindern zu verbringen, ist zwar ein Bedürfnis, findet auf Grund ihrer Antriebsschwäche aber nur selten statt. Die Organisation von Haushalt, Hort und Schule ist für die Mütter oft eine Last, die sie als Joch empfinden. Nur selten verbringen sie die eigene Freizeit mit ihren Kindern, um zu spielen oder etwas zu unternehmen. Freizeit bedeutet für die meisten Mütter „freie Zeit vom Kind“. Die Mütter aus dem hedonistischen Milieu befinden sich im Konflikt zwischen ihren eigenen Bedürfnissen nach Fun & Action und den Ansprüchen ihrer Kinder. Sie leben permanent mit dem Gefühl, nicht genug zu tun: weder für sich selbst, noch für die Kinder.

Partnerschaft - zwischen Emanzipation und Sicherheit:

Emanzipation, Selbständigkeit und Unabhängigkeit sind wichtige Ziele im Rollenverständnis hedonistischer Frauen.

„Ich bin so erzogen worden: Mache Dich nicht abhängig von einem Mann, mache Deine Schule, mache Deine Ausbildung und guck, dass Du nicht abhängig bist von einem Mann. Frauen müssen sich emanzipieren und selbständig sein!“

Flankiert wird dieses grundlegende normative Frauenbild von Vorstellungen von einem modernen Mann, der sich vom traditionellen Rollenverständnis emanzipiert hat, sich selbst versorgen, um seine Wäsche kümmern, kochen und auch putzen kann und will. Bei Männern unterscheiden sie zwei Haupttypen: Jene, die von ihrer eigenen Mutter verwöhnt wurden und auch als Erwachsene unselbständig bleiben und jene, die ihren Haushalt selbständig führen (können). Häufig haben sie jedoch die Erfahrung gemacht, dass „moderne“ Männer in einer Partnerschaft schnell wieder in traditionelle Rollenmuster zurückfallen. Hier sehen einige hedonistische Mütter ein Motiv, sich nicht fest an einen Mann zu binden bzw. die Legitimation, sich später vom Vater ihres Kindes zu trennen.

Die Partnerschaftsbiographie der Frauen ist abwechslungsreich und kompliziert. Vom Partner (oder dem folgenreichen One-Night-Stand) wurden sie häufig noch während der Schwangerschaft oder bald nach der Geburt des Kindes verlassen. Andere wollen sich nicht an den Vater ihres Kindes binden, weil sie ihn entweder einfach nicht (mehr) lieben oder ihre Unabhängigkeit bewahren wollen. Sie begründen dies mit dem Verweis auf die Unzuverlässigkeit des Mannes, seine mangelnde Selbständigkeit, seine geringe Sensibilität, seinen Egoismus und geringe Bereitschaft, sich fürsorglich und verantwortungsvoll um das Kind zu kümmern.

„Der Ex-Freund von mir ist 42 Jahre alt. Der bringt seine Wäsche zu seiner Mama, und am nächsten Tag holt er sie gebügelt und gewaschen wieder ab. Deshalb habe ich mich auch von ihm getrennt.“

Männer sind für die Frauen ein zentrales Thema. Neben ihrer Lust nach aufregenden Flirts und unkonventionellen Formen des Sex, sehnen sie sich nach einem Partner, an den sie sich anlehnen dürfen, bei dem sie sich geborgen fühlen und schwach sein dürfen. Hedonistische Mütter können ganz genau formulieren, was für einen Mann sie wollen und geben sich bei ihrer Partnersuche sehr anspruchsvoll und wenig kompromissbereit. Ihre gelebte Partnerschaftsrealität sieht aber häufig anders aus. Aus soziologischer Perspektive stellt sich die Situation hedonistischer Mütter somit als Dilemma dar: Die Chance, einen Mann mit der gleichen Grundorientierung nach Spaß und einem Leben im Hier und Jetzt zu finden, der gleichzeitig ein modernes Partnerschaftsverständnis hat und der Familie finanzielle Sicherheit gibt, ist nicht sehr groß.

Überforderung:

In ihrer Lebenslage mit Kindern beschreiben sich hedonistische Mütter als überfordert und ausgelaugt. Die subjektive Befindlichkeit ist durch gegenläufige Anforderungen in einem permanenten Zustand der Spannung und Ambivalenz, der durch verschiedene Faktoren erzeugt wird:

Geringe Belastbarkeit und Stress in der Alltagskoordination (Haushalt, Kinder, Job, eigene Eltern, Therapien für sich oder die Kinder),

Diskrepanz von hohen, von der Gesellschaft diktierten Erziehungszielen und der praktischen Umsetzung; gleichzeitig Impuls, sich diesen Ansprüchen zu verweigern, Zurückstellen/Unterdrücken eigener Ansprüche und Bedürfnisse, die für das eigene Wohlbefinden und die Identität subjektiv wichtig sind,

Antizipation der gesellschaftlichen Norm von einer „guten Mutter“, aber zugleich das Gefühl, in der Bevölkerung das Image einer Mutter zu haben, die ihre Kinder nicht „richtig“ erziehen kann,

Wenn sie Familienhilfe bekommen oder das Jugendamt eingeschaltet ist: Druck zu „funktionieren“, weil ihnen sonst die Kinder entzogen werden.

Durch diese widerstrebenden Bedürfnisse und Normen fühlen sich die Mütter hin und her gerissen. Weil sie keinem Anspruch wirklich gerecht werden (können), haben sie Gefühle der Minderwertigkeit und des Versagens, die sie durch Reaktionen der Verweigerung kompensieren oder verdrängen.

Regeln oder in Ruhe lassen?

Feste Rahmenbedingungen und die konsequente Orientierung an Regeln geben Sicherheit und erleichtern den Alltag – diesem Erziehungsratschlag stimmen hedonistische Mütter voll zu und sehen darin auch eine Lösung ihrer Probleme. Allerdings ist ihre Bereitschaft, sich an Regeln zu halten gering, so dass sie ihr „Funktionieren“ darauf beschränken, die äußeren, unumgänglichen Zwänge (Kindergarten, Schule, Arzttermine) zu erfüllen. Aber jenseits dieser Zwänge wollen sie nicht mehr funktionieren. Das Einhalten der Leistungsanforderungen von außen fordert von ihnen so viel Kraft und Selbstdisziplin, dass sie ihre eigenen vier Wände als Refugium begreifen, in dem jeder tun darf, wozu er Lust hat: Zu Hause lassen sie ihre Kinder in Ruhe, um selbst in Ruhe gelassen zu werden.

Erziehungsziele und Erziehungsstile:

Erziehung ist für hedonistische Mütter vor allem *anstrengend*. Sie erfahren Erziehung nicht als kontinuierlichen Entwicklungs- und Lernprozess (für Kind *und* Mut-

ter), sondern nehmen täglich neu Anlauf: immer gleiche Auseinandersetzungen mit dem Kind; Regeln müssen immer wieder neu erfunden werden („*Was man sich alles einfallen lassen muss, immer wieder neu*“). Auf die Frage nach ihren Erziehungszielen antworten sie mit klaren Vorstellungen: Kinder auf das Leben vorbereiten, Selbständigkeit, Individualität, Kraft und Ausdauer, Offenheit und Sensibilität (auch für Jungen). Doch diese Erziehungsziele bleiben abstrakt. Konkrete Ziele, die den Entwicklungsprozess des Kindes oder seine individuellen Fähigkeiten berücksichtigen, gibt es ebenso wenig wie Konzepte und Techniken der praktischen Umsetzung. Die Mütter wissen (oder besser: ahnen), dass vieles besser werden muss, aber sie wissen nicht, wie sie es praktisch umsetzen können.

Viele hedonistische Mütter wissen über den Entwicklungsprozess von Kindern selten mehr, als ihnen Ärzte und Pädagogen erzählen. Sie betonen, wie stolz sie auf ihr Kind seien und was es alles jenseits von gesellschaftlichen Leistungsstandards (Schulnoten) könne. Doch eine aktive und kontinuierliche Beobachtung ihres Kindes, um es gezielt und adäquat fördern zu können, zeigen die Mütter nicht. Obwohl sie ihre Kinder als Mittelpunkt ihres Lebens und gar als Hobby beschreiben, sind sie in der Praxis oft nicht bereit, für ihre Kinder da zu sein und sie zu fördern. In der Erziehung haben sie viele Ziele für sich selbst, für das Kind aber haben sie weder konkrete Ziele noch Zeit. Oft praktizieren sie das Ritual der Verdrängung: So betonen viele, ihre Kinder besser auf das Leben vorbereiten zu wollen, *wann* sie damit beginnen sollen und *wie* dies konkret aussieht, ist aber unklar.

Ihr häufig an der eigenen Lust(losigkeit) orientierter Umgang mit dem Kind wird dabei mit Erziehungszielen wie Offenheit, Toleranz und Selbständigkeit offensiv verbrämt. Es ist für hedonistische Mütter typisch, die Erziehung ihres Kindes praktisch und mental zu delegieren: an die Großeltern, pädagogische Einrichtungen, die Gesellschaft - sogar an das Kind selbst.

Die von Hedonisten im Gespräch geäußerte Ziele und Stile ihrer Erziehung müssen kritisch hinterfragt werden. Die Selbstdarstellung hat - teils manifest, teils latent – oft andere Gründe und Funktionen: Kompensation eines schlechten Gewissens, Ex-Post-Legitimation, Verdrängung, Selbstinszenierung, soziale Imageeffekte.

Reduktion auf Alltagsorganisation:

Das Interesse an ihren Kindern und der Antrieb, mit ihnen etwas zu unternehmen oder sie zu fördern, ist gering. Ihre Konzentration im Umgang mit ihren Kindern gilt in der Regel der Alltagsorganisation. Aufstehen, Frühstück, Hort, Schule, Arzt, Therapie. „*Schön*“ empfinden es die Mütter und „*stolz*“ sind sie, wenn sie in diese Ablaufroutinen stimmungsvolle Rituale eingeführt haben: das Frühstück mit Kerze und ausgepresstem Orangensaft. Dies sind für sie selbstbestätigende Symbole ihrer Liebe und Fürsorge.

Frühe Selbständigkeit:

Mütter aus dem hedonistischen Milieu beschreiben Kinder als schutz- und liebesbedürftige Wesen, für die sie eine fürsorgliche Mutter sein wollen. Gleichzeitig ist die Phase der intensiven „Nestwärme“ für Kinder in hedonistischen Familien kürzer als in anderen Familien. Die Kinder müssen früh selbständig sein und Verantwortung übernehmen. Ältere Kinder müssen sich selbst versorgen und sich teilweise um jüngere Geschwister kümmern: beim Frühstück, dem Anziehen oder der Begleitung in den Hort.

Orientierung an schnellen praktischen Lösungen:

In Gesprächen über Kinder(-erziehung) gilt das Interesse der Mütter fast nur praktischen Ratschlägen, die eine unmittelbare Wirkung zeigen. Die Mütter greifen bevorzugt zu technischen, schnell Erfolg versprechenden und vor allem einfachen Lösungen - und sie verwerfen diese nach der Maxime „trial and error“ auch wieder. Sie sind stets auf der Suche nach funktionierenden „Rezepten“ und schnell bereit, diese auszuprobieren – aber diese Suche gestalten sie nicht aktiv und systematisch, sondern beziehen sie fast ausschließlich aus ihrem unmittelbaren Freundeskreis.

„Einfach“ muss die Lösung vor allem für die Mutter selbst sein. Häufig besteht die Lösung darin, dass das Kind bekommt, was es will. So sitzen Kinder oft stundenlang ohne Kontrolle vor dem Fernseher, damit die Mutter ihre Ruhe hat. Umgekehrt werden die Kinder auch bei Konflikten alleine gelassen, die Mütter halten sich ganz bewusst raus, um ihre „Ruhe“ zu haben:

„Ich steck' sie alle zwei ins Zimmer zusammen dann. Also die Vierzehnjährige und den Sechsjährigen, und dann sag ich: Und wenn ich in einer halben Stunde wieder komme und ihr euch bis dahin nicht vertragen habt - dann knallt's. Dann bin ich so zu euch, wie ihr zueinander seid. Und das funktioniert!“

Erziehungsziele:

Das erklärte Erziehungsziel hedonistischer Mütter ist es, ihre Kinder „*aufs Leben vorbereiten*“. Konnotationen dabei sind: „*Talente der Kinder fördern*“, sie „*stark machen*“, „*auf sie eingehen*“. Dass die Kinder früh Verantwortung für sich selbst und für ihre jüngeren Geschwister tragen müssen, rechtfertigen die Mütter mit den Argumenten: „*Kinder werden so bestens auf das Leben vorbereitet*“ und „*man darf die eigenen Kinder nicht verwöhnen*“. Ihre ursprüngliche Beschreibung von Kindern als schutz- und liebebedürftige Wesen blenden sie in diesem Zusammenhang aus. Im Horizont ihrer eigenen Bedürfnisse sehen sie Kinder als robust, eigensinnig und bequem. Diese angeborene Bequemlichkeit auszutreiben, beschreiben sie als wichtiges Erziehungsziel. Kinder auf das Leben vorbereiten bedeute nicht, schädliche Einflüsse von ihnen fernzuhalten, sondern sie guten *und* schlechten Erfahrungen auszusetzen und sie daraus lernen zu lassen.

Grenzenlose Kommunikation:

Eine häufige Maxime und Praxis ihrer Erziehung ist es, „*offen und ehrlich*“ mit ihren Kindern „*über alles*“ zu reden. Diese Offenheit ist grenzenlos und weitgehend unreflektiert. Trotz der wiederholten Betonung, wie sensibel und verletzbar Kinder sind, gibt es kaum Tabuthemen. Nur selten machen sich die Mütter Gedanken, über was, wie und in welchen Situationen sie mit ihren Kindern reden. Im Gespräch bekunden die Mütter, dass sie sich oft fragen und unsicher sind, welche Informationen die Kinder verstehen und verkraften können. Das ist einerseits ehrliche Suche nach Orientierung, andererseits auch Inszenierung ihrer Nachdenklichkeit, die in der Praxis oft keine Entsprechung findet.

Wie weit diese Offenheit reicht und wie wenig sie reflektiert wird, zeigt sich beispielsweise im intensiven selbstverständlichen Konsum von Alkohol und Nikotin in Gegenwart ihrer Kinder (auch eine eigene Alkohol- oder Drogenabhängigkeit verbergen die Betroffenen vor ihren Kindern nicht). Legitimiert wird dies oft durch Betonung der Unbedenklichkeit („*Es wird dem Kind schon nicht schaden*“) und mit der Lebensertüchtigung solcher Erfahrung sowie mit dem Erziehungswert einer „*offenen und tabulosen Kommunikation*“. Offenheit wird zum Hyperwert, der unkontrolliertes Handeln und eigene Inkonsequenz legitimiert.

Inkonsequenz:

Das größte Problem in der Erziehung ist in der Selbstwahrnehmung der Mütter ihre eigene Inkonsequenz. Dies ist die nahezu einzige Form der Selbstkritik. Dabei ist ihnen die Notwendigkeit einer konsequenten Erziehung ebenso bewusst wie die Tatsache, dass diese meistens nicht gelingt. „Konsequenz“ wurde von den Müttern als *der* zentrale Hebel einer erfolgreichen Erziehung benannt. Doch sie unterlaufen diesen Gedanken durch entlastende Schablonen der Rechtfertigung: Inkonsequenz sehen sie nicht als persönliches, aus eigener Kraft veränderbares Defizit, sondern als Folge der Überforderung durch äußere Umstände - und solange diese sich nicht ändern, sehen sie keine Möglichkeiten der Besserung.

Das Modell einer „guten Mutter“:

Normative Erwartungen und moralische Maßstäbe der bürgerlichen Gesellschaft sind für Hedonisten ein willkommener Reiz für Protest, Verweigerung und Provokation. Gleichwohl ist das bürgerliche Modell einer „guten Mutter“ und „heilen Familie“ für sie ein zentraler Maßstab:

Die Familie ist „normal“, hat ein Haus, ist abgesichert, fällt nicht (negativ) auf.

Die Mutter kümmert sich um den Haushalt, ist fürsorglich und an Ratgebern für Erziehungs- und Ernährungsberatung interessiert.

Die Kinder sind wohlerzogen: Sie tun, was man ihnen sagt, sind nicht frech, nicht laut, vielseitig interessiert und gute Schüler.

Dieses Modell ist für Hedonisten eine Projektionsfläche ihrer Bedürfnisse nach Sicherheit und Geborgenheit, aber auch Negativfolie ihres Protests gegen die spießbürgerlich angepasste Gesellschaft. Sie haben dazu aber kein eigenes, „besseres“ Gegenmodell. Vordergründiges Selbstbewusstsein schöpfen hedonistische Mütter aus ihrer Distanz zum Modell einer „guten Mutter“. Sie kokettieren mit den sozial erwünschten Erwartungen und genießen das Gefühl, nicht ganz angepasst zu sein. Ihre kognitive Dissonanz lösen sie durch Selbstironisierung und Koketterie mit den Ansprüchen der Gesellschaft, indem sie sich als „anders“ und „cool“ bestätigt finden. Das nährt ihr Underdog-Selbstbewusstsein. Auf dieser Grundlage (über-)zeichnen sie mit Ironie und Sarkasmus abwertend die bürgerliche Familie:

Die Mutter als „Hausmuttchen“, die sich selbst für ihre Kinder aufgibt; nicht emanzipiert, vom Mann abhängig.

Langweilige Kinder: verwöhnt, zu brav, nicht spontan, angepasst, ohne eigene Meinung und nicht vorbereitet auf die Härten des Lebens.

Das Jugendschutzgesetz als instrumentelle Autorität:

Hedonisten haben auf Grund ihrer subkulturellen Identität der Verweigerung ein distanzierendes Verhältnis zu Gesetzen und rechtlichen Verordnungen. Gleichzeitig betonen hedonistische Mütter aber die Bedeutung des Jugendschutzgesetzes für ihre alltägliche Erziehung. Wenn in Auseinandersetzungen mit dem Kind die eigene Autorität nicht mehr wirkt, verweisen Mütter mitunter auf das Jugendschutzgesetz als *ultima ratio*, denn dieses ist für ihre Kinder eine höhere, neutrale Autorität und für die Mütter damit ein wirksames Instrument zur Durchsetzung von Verboten.

„Ich bin froh, dass es das Jugendschutzgesetz gibt. Das ist wie ´ne Unterstützung. Das ist, wie wenn der Mann an meiner Seite was sagt.“

Die Mütter sehen dieses Vorgehen als Lösung einer Konfliktsituation, objektiv ist es auch die Flucht aus der Argumentation mit dem Kind. Die erfolgreiche Wirkung verführt einige Mütter dazu, immer häufiger dieses Mittel einzusetzen. Wird die gesetzliche Autorität als Universalinstanz immer wieder herangezogen, untergräbt

dies u.U. die Autorität der Mutter beim Kind. Diese Gefahr einer abschleifenden Wirkung wird von den Müttern jedoch nicht reflektiert.

Kulisse der Anpassung:

Mit vertrauten Menschen ihrer Lebenswelt reden die Mütter offen und unverstellt. Gegenüber Lehrern, Kindergärtnern, Pädagogen, Ärzten, Behörden, Nachbarn - all jenen, die nicht zu ihrer Lebenswelt gehören - errichten sie eine Kulisse der Anpassung. Innerlich begegnen sie sozialen Erwartungen und Anpassungsregeln mit Ablehnung. Auf „Einmischungen“ von Eltern, Ärzten und Pädagogen reagieren sie sensibel, mit Flucht in innere Distanz oder offensiv durch Provokationen.

„Die Kindergärtnerin sagt immer, man soll net zurückschlagen. Dann hab ich vor der Kindergärtnerin gesagt, als wieder so was war: Und das nächste Mal trittst du ihn ans Schienbein!“

Provokation und Koketterie mit sozial erwünschten Erziehungsmethoden sind meist spontane Reaktionen auf Situationen und Personen, die ihnen „gegen den Strich“ gehen und die sie „nicht mehr erträglich“ finden. Für pädagogische Ratschläge und Unterstützung sind hedonistische Mütter zunächst offen, wobei diese Offenheit stark von der Art der Kommunikation des Gesprächspartners abhängt. Vorbehalte und Blockaden entstehen unmittelbar, wenn jemand ihnen Erziehungsziele vorgeben oder sie moralisch belehren will. In ihrer Selbstwahrnehmung mangelt es ihnen nicht an den richtigen Erziehungszielen, sondern lediglich an der praktischen Umsetzung.

Wenn sie engen Kontakt zum Jugendamt oder zur Familienhilfe haben, sehen sie sich in einer fatalen Situation der Ohnmacht und Abhängigkeit. Um vom praktischen Erfahrungswissen des Pädagogen zu profitieren, um materielle Zuwendungen zu bekommen oder keine Sanktion (Entzug der Kinder) zu riskieren, präsentieren sie eine zurückhaltende, reservierte, teilweise demütige Fassade. Besteht ein formales Abhängigkeitsverhältnis, folgen sie äußerlich den erwarteten Verhaltenscodizes, fühlen sich aber der fremden Situation und einem autoritären Menschen ohnmächtig ausgesetzt. In Fällen der Kontrolle durch das Jugendamt, empfinden die Mütter Gespräche mit dem jeweiligen Vertreter als seelische Entblößung, der sie als Bedürftige wehrlos und ohnmächtig ausgesetzt sind. Vom (Jugend-)Amt über Erziehungsziele belehrt zu werden oder (irgend)einem Mitarbeiter private Dinge erzählen zu müssen, empfinden die Mütter als indiskrete und schamlose Einmischung.

„Man muss sich in so Gesprächen schon nackig ausziehen. Es ist wie mit dem Gesetz. Alles, was man sagt, wird gegen einen verwendet. Je mehr ich zeige, um so verletzlicher und angreifbarer bin ich.“

„Ich war zuerst bei einer anderen. Dann haben die gesagt, es muss gewechselt werden. Da habe ich gedacht: Ach Gott, jetzt muss ich wieder zu einer anderen. Man muss sich ja immer ausziehen vor jedem.“

Pädagogen kommen für Hedonisten aus einer anderen Lebenswelt. Die Mütter lehnen mit dem Selbstbewusstsein subkultureller Überlegenheit die Werte, den Lebensstil und die Moral des Pädagogen a priori, aber auch auf Grund von eigenen konkreten Erfahrungen mit Pädagogen ab. In vielen Fällen machen sie die negative Erfahrung, dass Pädagogen auf „dem hohen Ross“ sitzen, ihren Lebensstil nicht akzeptieren, sie persönlich nicht respektieren, ihre Macht ausnutzen und sie mit einer vermeintlich besseren Moral über Erziehungsziele aufklären wollen.

b) Mütter aus dem konsum-materialistischen Milieu

Das Milieu „Konsum-Materialisten“ ist Teil der modernen Unterschicht. Die Menschen in diesem Milieu haben i.d.R. nur wenige finanzielle Ressourcen und verfü-

gen über wenig Bildungskapital. Der Kern ihrer Grundorientierung ist ein ausgeprägter Konsum-Materialismus:

Sich etwas leisten können, Anschluss halten an die Standards der breiten Mittelschicht (DVD-Player, Handy, Auto, Urlaub, Kosmetik, Modeschmuck)

Anerkannt sein, als „normaler Durchschnittsbürger“ dazugehören (gleichzeitig Gefühl und Erfahrung von Benachteiligung)

Träume vom „besonderen Leben“ (Geld, Luxus, Prestige), von plötzlich auftauchenden großen Chancen – als Reaktion auf die häufig prekäre finanzielle Lage

Abgrenzungsbemühungen gegenüber Randgruppen und Ausländern („die noch tiefer stehen“).

Lebenslage:

Die befragten Mütter aus dem konsum-materialistischen Milieu sind im Alter zwischen 30 und 39 Jahren. Fast alle sind Hausfrauen, nur wenige halbtags berufstätig. Hausfrau und Mutter zu sein ist für sie das selbstverständliche und nicht zur Disposition stehende Normalmodell einer Frau. Wenn eine Frau schwanger wird, sieht sie sich nicht vor der Entscheidung zwischen Kind und Karriere, sondern bleibt selbstverständlich für die nächsten Jahre bei den Kindern. Auch Alleinerziehende haben dieses Rollenmodell internalisiert, sind aber oft gezwungen, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Die finanziellen Mittel sind eng begrenzt. Konsum-Materialisten träumen von einem materiell gesicherten Leben, von Reisen in weit entfernte Länder („Süden, Palmen, Meer, Sonne“) und vom Eigenheim mit Garten. Doch für die meisten bleiben diese Träume unerfüllte Sehnsucht.

Objektiver und subjektiver Lebensmittelpunkt ist für die Mütter der Haushalt. Die zuverlässige Organisation von Tagesabläufen ist Aufgabe und Pflicht, mit der sie sich bescheiden. Beruflich sind sie wenig ambitioniert. Sie würden schon gerne arbeiten gehen, allerdings weniger aus Interesse an einer eigenen beruflichen Karriere, sondern um nicht nur zu Hause zu sein und etwas zum Einkommen beizutragen.

Sie lesen mit Vorliebe die Yellow-press und träumen von Glamour und Luxus der Schönen und Reichen. Im eigenen Alltag aber dominiert ein entzauberter, nüchterner Pragmatismus. Sie träumen vom Traummann, sind aber bei ihrer eigenen Partnerwahl pragmatisch und wenig anspruchsvoll. Von ihrer Partnerschaft erwarten sie primär, dass sie funktioniert und Sicherheit gibt, nicht, dass sie aufregend und spannend bleibt oder sich Partner im Laufe der Zeit miteinander entwickeln.

In ihrem Rollenverständnis ist der Mann das Oberhaupt, der Versorger und Beschützer der Familie. Die Frau ist zu Hause und kümmert sich um die Kinder. Es ist ein unhinterfragtes, einvernehmliches Arrangement funktionaler Arbeitsteilung mit traditionellem Rollenverständnis. Ihre technokratisch-nüchterne Perspektive lässt keinen Raum für Euphorie, große Gefühle oder individuelle Ambitionen. „Sich nicht den Kopf machen“ und die „Dinge als gegeben hinnehmen“ ist die dominierende fatalistische Grundhaltung. Die Wurzeln dieser Grundhaltung liegen im Milieu selbst, werden aber durch eine gescheiterte Partnerschaft oft noch verstärkt.

Biographische Wunden:

Die bürgerliche Normalbiographie und ein traditionelles Rollenverständnis bestimmen die Orientierung: Früh einen festen Freund haben, bis zum 25. Lebensjahr verheiratet sein, Kinder kriegen und sich etwas aufbauen sind feste Ziele. Mit massiver Unterstützung von Eltern und Freunden bauen einige ihr Eigenheim und erfüllen sich damit ihren großen Traum, der ihnen und ihrem Umfeld signalisiert, „es

geschafft zu haben“ und mit den Standards der gesellschaftlichen Mitte mithalten zu können.

In der dritten Lebensdekade sind für die meisten diese Lebensziele erreicht - doch dann zerbrechen sie für viele und das mühsam errichtete Kartenhaus stürzt ein: Ein erheblicher Teil der Frauen erfährt, dass sie vom Partner - teilweise seit Monaten und Jahren - betrogen wurden; viele werden von heute auf morgen vom Partner verlassen und müssen sich allein um ihre Kinder und um ihre materielle Existenz kümmern. Rückkehr und Reue, neue Anläufe in der Partnerschaft, erneute Eskapaden bis zur endgültigen Scheidung sind oft erlebte Stationen.

Frauen aus dieser Lebenswelt sind bzw. sehen sich oft als Opfer ihres Partners – doch dauert es lange, bis sie die Konsequenzen ziehen und sich endgültig von ihm trennen. Die Trennung selber erleben viele als Befreiungsschlag aus einer Situation der Ausbeutung, aber auch als Zerstörung all ihrer Illusionen. Im neuen Lebensabschnitt müssen sie allein oder mit einem neuen Partner die finanziellen und familiären Folgen tragen. Die meisten leiden lange an ihren biographischen Wunden. Ihr Glück sehen sie nach diesem dramatischen Lebensabschnitt nur noch in einer soliden Partnerschaft, in der sie und ihre Kinder gut aufgehoben sind. Ihr nüchterner Pragmatismus ist eine Reaktion auf die Enttäuschungen mit ihrem ersten Ehemann. Frühere große Gefühle und Erwartungen an eine Partnerschaft kehren sich nach der Trennung in Vermeidungsstrategien mit stark reduziertem Erwartungsprofil: Sie wollen nicht mehr betrogen werden, nicht mehr verletzt werden, nicht mehr ausgenutzt werden und nicht mehr alle Hoffnungen, Gefühle und Erwartungen in einen Mann setzen.

Zwischen Alltagsmühle und mentaler Flucht:

Das Alltagsleben ist in konsum-materialistischen Familien meistens gut organisiert. Das Räderwerk der Rituale und Routinen ist den Müttern wichtig, denn es gibt Sicherheit und Vertrauen. Aber sie lieben diese Alltagsmühle nicht und suchen nach Bereichen der Entpflichtung. Sie joggen, lesen, basteln und dekorieren, spielen und kuscheln mit ihren Haustieren oder engagieren sich auch im Verein. Vor allem aber faulenzten sie gern zu Hause auf dem Sofa, am liebsten genüsslich vor dem Fernseher. Zu ihren Hobbys zählen sie Reisen in exotische Länder, die sie sich aber meistens nicht leisten können. So bleibt ihr Reisen oft auf das Blättern in Urlaubskatalogen sowie auf Reisemagazine und exotische Serien im Fernsehen beschränkt. Das Kontrastprogramm zu ihren schlichten Alltagsroutinen sind mentale Fluchten in „teure“ Welten.

Erziehen ist Bestrafung:

In der Erziehung ihrer Kinder sind konsum-materialistische Mütter wenig ambitioniert. Ihr selbstgesetztes Aufgabenfeld in der Erziehung ist eng begrenzt, ohne große Ziele, auf wenige Aspekte und Mittel reduziert. Erziehung ist für sie vor allem eine negative Kategorie, denn Erziehung ist Bestrafung - in doppelter Hinsicht: Bestrafen der Kinder ist oft das einzige bewusst eingesetzte Erziehungsmittel. Sich (intensiv) mit den Kindern beschäftigen müssen, ist Schicksal und Selbstbestrafung.

Ihre Motivation, etwas mit dem Kind zu tun, ist außerordentlich gering. Zwar wissen die Mütter, dass man ein Kind anregen, motivieren, fordern, fördern sollte. Aber dies bleibt diffuse Theorie des sozial Wünschenswerten und findet keinen Eingang in die Praxis der Erziehung. Vielen Müttern geht es nach Erledigung der Hausarbeit nur darum, Ruhe (vom Kind) zu haben. Kinder werden im Rahmen der Hausarbeit „erledigt“. Wenn die Kinder physisch versorgt sind, gehen die Mütter ihnen aus dem Weg und entziehen sich dem Zugriff der Kinder ganz bewusst.

Fragen ihrer Kinder sind meist unwillkommen und werden als Störung empfunden. Auf Bitten um Aufmerksamkeit, Zuwendung und gemeinsame Aktivitäten reagieren die meisten mit Abwehr und Flucht. Häufig werden andere Verpflichtungen vorgeschoben und die Kinder auf ein unbestimmtes nächstes Mal vertröstet. Eine bewährte Strategie ist es, dem Kind zu sagen, dass man eigentlich etwas mit ihm unternehmen wollte, aber es sei ungehorsam gewesen und müsse mit dem Verzicht auf gemeinsame Aktivität bestraft werden. Ein schlechtes Gewissen haben die Mütter dabei nicht - im Gegenteil: bewusst wird beim Kind ein schlechtes Gewissen erzeugt und dies als strategisches Mittel zur Abwehr von Ansprüchen benutzt.

„Ich hab eine super Idee gehabt, wie ich dem aus dem Weg gehen kann. Dann hab ich zum Steven gesagt: Hör zu, ich wollte mit dir heute mittag ins Schwimmbad gehen, aber Du hast Deine Aufgaben nicht gemacht. Also gehen wir nicht.“ *Andere Mutter:* „Obwohl du gar net gehen wolltest?“ „Ja! So hab ich mich nicht selber bestraft, und er hat seine Strafe weggehabt. Und dann sagt er: „Oh Mama, wenn ich mich jetzt aber anstrenge?“ Dann sag' ich: Ok, dann gehen wir wann anders.“

Ein Nachdenken, ob sie genug für ihr Kind tun und was für das Kind jetzt gut und wichtig wäre, findet nicht statt. Die Perspektive des Kindes nehmen die Mütter selten oder nie ein. Reflexionen des eigenen Umgangs mit ihren Kindern gibt es nur im Horizont eigener Bedürfnisse. Der Umgang mit dem eignen Kind steht unter dem Kalkül der eigenen Rentabilität.

„Und dann denk ich auch oft: Rentiert sich's oder nicht? Dann sag' ich also oft: Ja, kannst du machen. Weil ich dann denk': Warum eigentlich nicht, weil dann kann ich dem Konflikt aus dem Weg gehen.“

Fehlende Erziehungsziele:

Der mangelnden Reflexion dieser Mütter über eigene Erziehungspraktiken entspricht eine erschreckende Leere über Ziele ihrer Erziehung. Die Mütter beschränken sich in der Regel darauf, Vorgaben aus dem außerhäuslichen Umfeld (Kindergarten, Schule) zu erfüllen. Dies gilt allerdings nur für Aufgaben mit sehr konkreten und einfach umzusetzenden Handlungsanweisungen, die von ihnen keinen zu großen materiellen oder persönlichen Einsatz fordern. Abstrakte Ziele und Konzepte interessieren die Mütter nicht. Wenn sie selbst Ziele ihrer Erziehung nennen sollen, flüchten sie in Klischees: Hausaufgaben ordentlich erledigen, Zimmer aufräumen, zuverlässig sein, sich anpassen, nicht lügen, mit anderen teilen, den Schulabschluss machen, einen Beruf bekommen etc. Ohne Bezug zur eigenen Praxis werden vermutete Ziele der bürgerlichen Mitte genannt, von denen diese Mütter meinen, dass sie sozial erwünscht sind.

Im Umgang mit ihren Kindern weisen sie diese häufig (auch derb) zurück und gehen wenig auf ihre Wünsche oder Bedürfnisse ein. Ihre eigenen, oft rigiden Anweisungen begründen sie mit der unbedingten Einhaltung von Ordnung und Pflicht. Dies ist eine Technik, die Kinder innerlich und äußerlich auf Distanz zu halten und sich nicht inhaltlich mit ihnen auseinander setzen zu müssen. Da die Mütter andererseits wissen, dass ein höflicher Umgang für das spätere Leben wichtig ist, versuchen sie, ihren Kindern die wichtigsten Regeln des Anstands beizubringen: „Bitte“ und „Danke“ sind die zentralen Begriffe im eng begrenzten Höflichkeitskanon, der auf wenige, signifikante Situationen (z. B. Rituale beim Mittagessen) beschränkt ist.

Mangelnde Empathie:

In ihrer subjektiven Perspektive und im Gespräch mit anderen drücken sie oft ihre Sorge und ihr umfassendes Engagement für die Kinder aus. Sympathie und Empathie für ihre Kinder zeigen die Mütter jedoch wenig. Die Mütter wollen die Bedürf-

nisse ihrer Kinder kaum ergründen und verstehen. Die Fertigkeiten dazu sind in der Regel auch nicht vorhanden. Die unengagierte Beziehung und emotionale Distanz zu ihren Kindern manifestiert sich auch in der Sprache: Die Mütter nannten äußerst selten den Namen ihres Kindes, sagten nie „mein Kind“ oder „meine Tochter“, sondern „der Sohn“, „die Tochter“, „der da“.

Das tatsächliche Verhalten und die tiefenpsychologische Motivationsstruktur der Mütter stehen im diametralen Gegensatz zu ihrer Selbstwahrnehmung. Sie sehen sich selbst als „Glücke“ und treusorgende Mutter, die alles für ihre Kinder tut. Als solche präsentieren sie sich oft in Gesprächen mit anderen. Sie betonen, dass ihre Kinder einen großen Teil ihres Lebens und ihrer Freizeit einnehmen, ihr Lebensmittelpunkt, ihr „zweites Hobby“ oder „eigentliches Hobby“ seien. Dies ist sicher nicht strategische Täuschung des Gesprächspartners, sondern ihr unverstelltes Selbstbild, das allerdings ein Zerrbild der Wirklichkeit ist.

Standardisierte Konfliktrituale:

Die Kommunikation von Mutter und Kind ist von eingeschliffenen Ritualen geprägt, die standardisiert ablaufen und immer gleiche Konfliktsituationen erzeugen. Die Mütter wissen, wie sie auf Provokationen ihrer Kinder reagieren, dass verbale Auseinandersetzungen sich schnell aufschaukeln und mit einer Handgreiflichkeit der Mutter oder dem lautstarken Rückzug des Kindes enden. Dieses Ablaufschema kennen die Mütter und beklagen es, können aber daraus nicht ausbrechen: Zum einen wissen sie nicht wie, zum anderen ist es ihnen zu anstrengend.

Kinder als Bedrohung der eigenen Identität:

Was sind Ursachen für die große innere Distanz konsum-materialistischer Mütter zu ihren Kindern? Wir beobachten einerseits, dass sie ihre Rolle als Hausfrau und Mutter akzeptieren. Andererseits klagen sie, dass sie durch ihre Rolle darauf reduziert werden, zu funktionieren und nur für andere da zu sein. Sie sehen ihre eigene Persönlichkeit bedroht. Ein starkes Motiv der Orientierung innerhalb ihrer Tätigkeit für Haushalt und Kinder ist es, sich etwas „Eigenes“ zu bewahren. Nicht nur für andere funktionieren, sondern sich Gutes tun, ist eine treibende Intention, aber auch die Legitimation, sich eine Auszeit zu nehmen. Dazu schaffen sie sich nicht nur zwischen den Haushaltsaufgaben und Kinderzeiten Inseln für sich, sondern reduzieren ihr Engagement auch in den Situationen, wenn die Kinder da sind. Sie klagen, dass sie in ihrer Rolle funktionieren müssen und es daraus keinen Ausweg gebe - und lösen ihr „Schicksal“ durch Reduktion innerer Anteilnahme. Oberflächenpflege und gleichzeitige innere Distanz ist ihre wenig strategische und unbewusste Technik, Eigenständigkeit zu bewahren.

Traditionelle Rollenteilung:

Zwischen Mann und Frau gibt es ein traditionelles Verständnis der Geschlechterrolle. Dieses soziokulturelle Setting gilt auch in der Erziehung, für die nahezu ausschließlich die Frau zuständig ist. Die Mütter reklamieren hier ihre alleinige Zuständigkeit und Kompetenz in Erziehungsfragen und grenzen den Mann aus.

„Also den erzieherischen Part, den übernehm' schon ich. Das ist ganz in meiner Hand, und ich versuch auch, alles alleine zu regeln.“

Die traditionelle Arbeitsteilung wird von der Mutter als modernes und gleichberechtigtes Arrangement wahrgenommen. „Gleichberechtigung“ hat in diesem Milieu eine eigene semantische Konnotation und geht selbstverständlich von asymmetrischen Zuständigkeiten aus: Für die Mutter sind Haushalt und Kinder erste Pflicht, für den Vater der Broterwerb – keiner redet dem jeweils anderen rein. Die innere

Landkarte, die Mann und Frau von einem partnerschaftlichen, familiären Zusammenleben haben, unterscheidet sich - trotz ähnlich verwendeter Begrifflichkeit - elementar von anderen modernen Milieus (z. B. von Hedonisten).

Trotz dieser bewussten Rollenteilung beklagen die Mütter offen das geringe Interesse ihrer (Ex-) Partner an den Kindern. Sie seien in der Erziehung praktisch auf sich allein gestellt; ob mit oder ohne Partner seien sie Alleinerziehende. Gesundheitliche oder psychische Probleme ihrer Kinder besprechen sie daher meistens nicht mit ihrem Mann, sondern mit einer Freundin.

Konsum ersetzt Zuwendung:

Zuwendung für die Kinder erschöpft sich meist in gelegentlichen Freizeitaktionen sowie in überbordendem Konsum: Sonntags geht man gemeinsam in den Freizeitpark oder den Zoo; zu Hause überschüttet man die Kinder mit Spielsachen, lässt sie aber alleine damit spielen. Gemeinschafts- oder Lernspiele, in die sie die Kinder einführen müssten oder die ihr Mitspielen erfordern, kaufen sie selten. Inspirieren lassen sie sich bei der Wahl der Spiele in der Regel von den Auslagen der Geschäfte, der Werbung im Fernsehen oder in Beilagen sowie vor allem von den Bedürfnissen ihrer Kinder.

Für konsum-materialistische Mütter *ist* Konsum persönliche Zuwendung. In ihrer Wahrnehmung ist es eine besondere Form der Liebe, ihrem Kind zu kaufen und zu gewähren, was es will. Fürsorge hat für sie oft nur die materielle und die gewährende Dimension. Es ist für sie eine plausible und einfache Form, ihre Zuneigung auszudrücken und sichtbar zu demonstrieren - vor sich selbst, den Kindern und dem sozialen Umfeld.

Wenn ihre Kinder fernsehen, am Computer spielen oder im Internet surfen, kontrollieren sie dies selten. Obwohl sie das Gefühl haben, ihre Kinder vor den Gefahren des Internet beschützen zu müssen, beschränken sie sich in der Regel darauf, die Beschäftigung mit dem Computer auf eine bestimmte Stundenzahl zu begrenzen. In der Praxis kontrollieren sie oft nicht, was ihr Kind am Computer oder im Internet tut. Aktiv und panisch werden sie nur dann, wenn sie zufällig bemerken, dass ihr Kind Horrorspiele hat, Gewaltvideos ansieht oder Sex-Homepages ansteuert. Doch sie reagieren darauf, indem sie ihr Gefühl der Ohnmacht ausleben oder aber dem Kind dies autoritär verbieten, ohne es im Weiteren zu kontrollieren.

Stolz auf Talente der Kinder:

Stolz wollen die Mütter auf ihre Kinder sein. Wenn der Sohn in der Fußballmannschaft ein Star ist oder ihr Kind eine andere, vor allem sportliche Begabung zeigt, entwickeln die Eltern selbst Ehrgeiz und spornen ihr Kind an, noch besser oder gar „der Beste“ zu werden. Hier manifestieren sich Aufsteigerwünsche. Die Talente ihrer Kinder sind oft eine Projektion eigener Sehnsüchte, eine nostalgische Wiederbelebung der eigenen Hobbys aus der Kindheit. Es muss jedoch eine Sphäre sein, zu der sie selbst einen persönlichen Bezug haben und die sie verstehen. Wenn ihr Kind aber in der Schule in der Theatergruppe ist, klassische Gitarre spielt oder in einem Schulfach Leidenschaft und Begabung zeigt, nehmen sie dies wahr, aber es bleibt ihnen fremd und wird von ihnen nicht wirklich anerkannt und gefördert. Sie kommen selbst selten auf den Gedanken, dass ihr Kind durch kompetente Experten (Lehrer, Verein, außerschulischer Unterricht) angeregt werden und sich weiter entwickeln könnte. Doch auch wenn ihre Kinder Talente und Interessen aus ihnen vertrauten Sphären (Sport, Handwerk) haben, fördern sie diese nicht gezielt und nachhaltig, sondern überlassen dies dem Engagement der Lehrer.

Verdrängung von Verhaltensstörungen:

Verhaltensauffälligkeiten ihrer Kinder (ADS, Hyperaktivität, Legasthenie u.a. treten in diesem Milieu auffallend oft auf) registrieren die Mütter, verharmlosen diese jedoch lange vor sich selber und anderen. Erst wenn sie von Lehrern, Bekannten und Freunden wiederholt auf die Probleme ihres Kindes angesprochen werden, gehen sie zum Arzt oder Therapeuten. Dieser Gang ist für sie schwer: Zum einen wollen sie um jeden Preis ein „normales“ Kind und fürchten die Diagnose „verhaltensgestört“. Zum anderen sind diese Arztbesuche ein zusätzlicher Aufwand, der ihnen lästig ist.

Sobald sie vom Arzt irgendein noch so schwaches Signal bekommen, das den Abbruch der Behandlung rechtfertigt, brechen sie diese Initiative ab und erklären das Kapitel für beendet. Sie legitimieren dies damit, dass auch der Arzt nichts gefunden habe und ihr Kind im Grunde ganz normal sei, oder aber im Gegenteil, dass ihr Kind ein hoffnungsloser Fall sei und keine Therapie eine sichtbare Verbesserung erzielen würde. Äußerungen von Ärzten und Therapeuten werden Wochen, Monate und Jahre später noch wiedergegeben oder auch erfunden, um das eigene Verhalten zu rechtfertigen. Wenn der Arzt formuliert: „Wir können für Sie im Moment nicht mehr tun“, dann ist das für die Mutter das endgültige Urteil: ein aussichtsloser Fall. In ihrer Wahrnehmung meint sie, alles für ihr Kind versucht und mehr als ihre Pflicht getan zu haben.

Abwehr von pädagogischer Unterstützung:

Mütter aus konsum-materialistischen Lebenswelten sind gegenüber pädagogischen Anregungen wenig aufgeschlossen und an Erziehungskonzepten kaum interessiert. So wie sie mit ihren Kindern weitgehend unreflektiert umgehen, zeigen sie kaum Motivation, sich mit „Experten“ über Erziehung zu unterhalten. Entsprechend schwierig ist es für Pädagogen, hier überhaupt einen Zugang zu finden. Auf der einen Seite delegieren die Mütter große Teile der Erziehung an andere Instanzen; auf der anderen Seite reagieren sie aggressiv, wenn diese von den Eltern Engagement fordern. Wird eine Mutter von einem Pädagogen zur Initiative aufgefordert, reagiert sie mit Abwehr und wirft ihm nicht selten mangelnde fachliche Kompetenz vor. Jede Störung im Tagesablauf (der Sohn muss nachsitzen; die Mutter wird zum Lehrer zitiert) ist für sie primär eine Belästigung. Für diese Mütter ist es eine Hilfe und Erleichterung, wenn man ihnen die Kinder abnimmt.

c) Zusammenfassung

Hedonisten

Mütter aus dem hedonistischen Milieu leben im ständigen massiven Konflikt zwischen der eigenen Grundorientierung und ihrer neuen Lebenslage mit Kind. Durch den Alltag mit Kindern können sie ihren erlebnisorientierten Lebensstil nicht mehr (aus)leben. Zugleich schränkt das Leben mit Kindern ihren engen finanziellen Spielraum weiter ein. Sie werden von ihren Eltern wieder sozial und materiell abhängig, und sie sind mitunter auf Unterstützung durch das Sozialamt angewiesen. Vom Alltag mit Kind und den Erziehungsaufgaben fühlen sich hedonistische Mütter massiv überfordert. Die hermeneutische Analyse zeigt, dass ihr Umgang mit Kindern durchaus von hedonistischem Pragmatismus geprägt ist. Die Mütter delegieren ihre Verantwortung für das Kind meist latent, zum Teil aber auch bewusst, an Ärzte, Erzieher, Lehrer, die Gesellschaft - oder das Kind selbst.

Subjektiv lieben sie ihre Kinder „über alles“ und verorten sie im Zentrum ihres Lebens. Sie spüren diffus, dass ihre Erziehung nicht gesellschaftlichen Erwartungen

entspricht und sie mehr für ihre Kinder tun könnten oder sollten. Doch an diesem Punkt endet ihre Reflexion mit den Diagnosen der eigenen Überforderung, der Verweigerung gesellschaftlicher Erziehungsnormen sowie Ratlosigkeit. Fatalismus, Externalisierung von Schuld sowie ein permanent schlechtes Gewissen, das ohne praktische Folgen bleibt, sind normale Befindlichkeiten hedonistischer Mütter. Zu Strukturen und Routinen des Alltags entwickeln sie ein ambivalentes Verhältnis. Früher wurden Zwänge des Alltags nur als Gängelung einer spießbürgerlichen Gesellschaft empfunden. Durch das Kind sind sie nun massiv in die Pflicht genommen und ganz neuen, starken Erwartungen ihrer Umwelt ausgesetzt. Sie erfahren die entlastende Wirkung einer „geregelten“ Alltagsorganisation, die dem eigenen Leben Halt gibt und die Versorgung des Kindes sicherstellt. Doch zugleich spüren sie ihre „instinktive“ Abneigung gegenüber Routinen, äußeren Zwängen und sozialen Erwartungen. So ist ihr Verhältnis zu ihrem eigenen Alltag und zu ihrer Erziehung von Ambivalenz geprägt.

Konsum-Materialisten

Die Geburt eines Kindes und die Umstellung der Alltagsorganisation erzeugt bei Müttern aus dem konsum-materialistischen Milieu keine Konflikte mit ihrer Grundorientierung und ihrem Lebensstil. Sie hadern nicht mit verpassten Chancen, sondern akzeptieren klaglos die traditionelle Rollenteilung. Subjektiv leiden viele massiv unter ihren (früheren und/oder derzeitigen) Partnern, von denen sie betrogen, emotional (und körperlich) misshandelt, mit den Kindern allein gelassen und verlassen sowie finanziell ausgebeutet wurden. Sie sehen sich in der Rolle der „Glücke“, die ihre Kinder umsorgt mit dem Ziel, die Kinder vor den Eskapaden und Verletzungen der Väter und Männer zu schützen. Fürsorge und Liebe besteht für konsum-materialistische Mütter in überbordendem Konsum: den Kindern all das kaufen, woran sie Spaß haben.

In der Erziehung haben die Mütter aus dem Konsum-materialistischen Milieu keine eigenen Ziele und Strategien. Erziehung ist für sie keine Aufgabe, über deren Verantwortung sie sich Gedanken machen. Subjektiv lieben sie ihre Kinder, setzen sich aber mit ihrer Entwicklung, den Bedürfnissen, Talenten und Schwächen ihrer eigenen Kinder nicht oder nur kaum auseinander. Die Kinder sind einfach da und werden mit Minimalaufwand versorgt. Wenn sie Prinzipien im Umgang mit ihren Kindern nennen, dann sind dies adaptierte Werte einer traditionellen Moral und eines autoritären Erziehungsstils: Ordnung, Fleiß, Disziplin, Höflichkeit. In der Praxis setzen sie ihren Kindern wenig Maßstäbe und Grenzen, die sie kontrollieren (Ernährung, Freizeit, soziale Kontakte, Medien, Fernsehen, PC/Internet).

Anfragen ihrer Kinder nach Aufmerksamkeit und gemeinsamer Aktivität sind den Müttern meistens unwillkommen und werden abgewehrt. Nach Erledigung des Pflichtprogramms im Haushalt wollen sie in Ruhe gelassen werden. Um sich diesen Freiraum zu sichern, setzen sie bewusst Strategien der Täuschung, Lüge und Vertröstung ein.

d) Ausblick

Die Erziehung in diesen beiden jungen Milieus der Unterschicht unterscheidet sich fundamental von der Erziehung traditioneller Milieus derselben sozialen Lage: Während in traditionellen Familien viel Wert darauf gelegt wird, dass die Kinder außerhäuslich unbedingt die Etikette einhalten, Pünktlichkeit, Höflichkeit und Respekt zeigen, werden diese Werte in hedonistischen und konsum-materialistischen Milieus nicht kultiviert bzw. haben einen untergeordneten Stellenwert. Die Konsequenzen spüren z. B. Lehrer an Volks-, Haupt- und Sonderschulen; auch Unternehmen be-

klagen zunehmend die Unzuverlässigkeit von Auszubildenden. In den nächsten Jahren - das zeigt die demographische Entwicklung - wird der Anteil traditioneller Bevölkerungsschichten und Familien geringer werden, während der Anteil hedonistischer und konsum-materialistischer Milieus steigen wird. Die oben beschriebenen Erziehungsstile werden in der sozialen Unterschicht weiter an Gewicht gewinnen. Zu beachten ist weiter, dass Familien der sozialen Unterschicht im Durchschnitt mehr Kinder haben als die Mittel- und Oberschicht. Hier sind Pädagogen und Sozialwissenschaftler gefordert, sich dieses Feld differenziert zu erschließen. Wir wissen im Weiteren aus empirischen Untersuchungen, dass deviantes Verhalten und das Suchtmittelrisiko bei Kindern aus hedonistischen und konsum-materialistischen Familien relativ hoch ist. Die hier beschriebenen Befunde zum Erziehungsverhalten der Mütter stützen die Hypothese, dass es auch einen Zusammenhang zwischen Suchtmittelkonsum und Erziehungsstilen gibt. Die Motive und die Ursachen sind in beiden Milieus unterschiedlich und systemspezifisch, so dass für Elternbildung sowie für Suchtprävention spezifische Konzepte entwickelt und evaluiert werden müssen.